III

Jb 163.839

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Nur korrigiertes Material

1. Onkel Toni
2. Ein Wiener
3. Burgtheater I Burgtheater II
4. ~~Maria Theresia~~ zu 163.838 gestellt
5. Girardi und Kainz
6. Zum Tod eines Begrabenen
7. Ein Blutzeuge
8. Zeugenschaft gegen die Geschworenen
9. Der Tonfall
10. Die Fackel, Musketi u. der Simplizissimus
11. Ich habe einmal
12. Der Selbstmörder
13. Joseph Schöffel
14. Sonnengeld
15. Der Feuilletonkorrespondent
16. Die Dankbarkeit des Rudolf Hans Bartsch

Der Selbandere.

Ich kenne einen Reporter, der berühmter Männer Umgang genossen und sogar Ibsen besucht hat, nur leider erst in den Tagen, als der ~~altersschwache~~ Dichter schon nicht mehr im Vollbesitz seiner früheren Grob-

Aus dem Simplicissimus

Mehr Läuse!

In einen hohlen Kopf geht viel Wissen. Der Wert der Bildung offenbart sich am deutlichsten, wenn die Gebildeten zu einem Problem, das außerhalb ihrer Bildungsdomäne liegt, das Wort ergreifen. Sie haben es nicht, also müssen sie es ergreifen. Herr Professor Franz v. Liszt ist wahrscheinlich ein tüchtiger Kriminalist, er dürfte auch ein tüchtiger Politiker sein. Aber es ist von Übel, daß er neuestens den Ehrgeiz hat, anderen Leuten zuzureden, daß sie auch Politiker werden sollen. Zu einer theoretischen Auseinandersetzung darüber langt's nicht. Herr v. Liszt erläßt in der ‚Neuen Freien Presse' eine Art Aufruf zur »Politisierung der Gebildeten«. Die Jugend vor allem, die sich offenbar noch nicht genug im Straßengraben gewälzt hat, soll »politisiert« werden. Achtung vor der Vereinsmeierei! ruft Herr v. Liszt; sie verdiene den »Spott der Ästheten« nicht, denn sie sei es, die die »politische Kleinarbeit« leiste. Zu welchem großen Zweck? Wenn Herr v. Liszt ahnte, daß es Lebenswünsche gibt, die erst in Erfüllung gehen können, wenn die Politiker und die Ästheten auf demselben Schindanger zusammenkommen, er würde so feine Unterscheidungen nicht machen. Bis dahin mag man die Forderung des Herrn v. Liszt für berechtigt halten. Politischer Indifferentismus ist unter allen Umständen beklagenswert. Es handelt sich ja im Sinne einer Desinfektion der Kultur darum, die Ansteckungskeime der Bildung und der Politik abzutöten, und da ist es wohl am praktischesten, wenn man die Gebildeten so schnell wie möglich politisiert... Welche der beiden Tendenzen, die der Demokratisierung innewohnen — fragte jüngst ein anderer Gelehrter, Herr v. Gomperz, in der ‚Neuen Freien Presse' — wird obsiegen? Die fortschrittsfeindliche, nämlich die Unterdrückung der Persönlichkeit, oder die fortschrittsfreundliche, nämlich die Schaffung neuer Bildungszentren? Ich denke, beide. Wenn einer Läuse hat, so ist es klar, daß die Abnahme der Reinlichkeit mit der Zunahme der Läuse gleichen Schritt hält. Sollte aber dieser Prozeß unaufhaltsam sein, so finde ich den Ruf nach gründlicher Verlausung immerhin begreiflich.

Karl Kraus

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria Rothziegel,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

Luftgaukler

Von **Karl Kraus**

Herr Isidor Singer wird es also sein, der uns das Fliegen gelehrt hat. Es gibt Vorstellungen, die einem die ganze Entwicklung verleiden können. Auch wir werden unsere Luftschiffe haben, aber immer wird es heißen, daß wir es Herrn Isidor Singer verdanken. Ich würde keinen Komfortable benützen, wenn ich wüßte, daß Herr Isidor Singer das Unternehmen begünstigt. Ich täte es nicht. Die Österreicher aber lieben den Fortschritt und es geniert sie nicht, wer ihn ihnen beigebracht hat. Soeben erst hat ihre Polizei Gehvorschriften erlassen, und sie werden pünktlich gehen lernen. Und schon wollen sie auch fliegen. Da verschreibt sich Herr Isidor Singer einen Luftballon aus Graz und zeigt den Wienern, wie mans machen muß. Über ein gestürztes Einspännerroß kamen wir nicht hinweg, der Taxameter ward hier Ereignis, und ein Automobil hinderte den Verkehr. Nun aber fordert die ‚Zeit' die rückständigen Abonnenten zur Erneuerung Österreichs auf, und siehe da, wir fliegen. Nichts liegt mir ferner als ein Vorurteil in aviatischen Dingen. Ich kann vielleicht einen Blériot von einem Renner-Buben unterscheiden. Aber es ist möglich, daß der Unterschied zwischen unseren heimischen Aëronauten und den Renner-Buben wirklich darin besteht, daß jene sachverständig sind und diese bloß fliegen können. Daß diese bloß Akrobaten sind und jene Knockabouts. Wovon ich aber etwas verstehe, das ist die Mischung aus Wichtigmacherei und Feschität, die in der Vorführung der Grazer Artistenfamilie durch den Herrn

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria Rothziegel,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

Kenntnis gelangenden Fall solcher Art gleich ein großes Geschrei zu erheben. Mitunter wird uns aber so keck mitgespielt, daß uns doch die Geduld reißt und wir uns, weniger im eigenen Interesse, als vielmehr in dem des journalistischen Anstandes, bemüssigt fühlen, einzuschreiten. Ein solcher Fall liegt neuestens vor, er betrifft die Wiener Tageszeitung ‚Die Zeit'. Schon vor einigen Jahren haben wir der Redaktion der ‚Zeit' Vorhaltungen darüber machen müssen, daß sie immer wieder Originalberichte der ‚Vossischen Zeitung' ohne Quellenangabe, ja als ›eigene‹ Meldungen veröffentliche, erzielten aber damals nur verlegene Ausflüchte. In den letzten Wochen hat nun die ‚Zeit' zahlreiche unserer Konstantinopeler Telegramme, die ihr offensichtlich von einem Berliner Mitarbeiter drahtlich übermittelt worden waren, wörtlich übernommen und sie ihren Lesern als ihre eigenen Telegramme vorgesetzt, indem sie sie mit einem Konstantinopeler Datum versah, sie ferner ausdrücklich als ihre Privattelegramme bezeichnete und zur Vollendung der Täuschung obendrein einen Halbmond als Korrespondentenzeichen vorsetzte. Die ‚Zeit' erhob einst bei ihrer Gründung den Anspruch, eine neue Moral in die Wiener Presse hineintragen zu wollen; man sieht auch an diesem Beispiel, wie das Blatt dieser von ihm angekündigten Aufgabe gerecht wird.

‚Vossische Zeitung', Berlin, 7. August 1908

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

heit war. Im Grand-Hotel von Christiania, wo Ibsen seine gewohnte Leseecke lange nicht bezogen hatte, betrachtete man den ruhigen Verlauf des Empfangs als einen Beweis der Verschlechterung seines Zustandes. Der Dichter, der in gesunden Jahren kaum zu einem Kopfnicken zu bewegen war, hatte sich von einem Wiener Journalisten interviewen lassen. Das war der Anfang vom Ende, und der Tag ließ nicht lange auf sich warten, da der Publikation authentischer und durch keinen Zwischenfall getrübter Ibsen-Erinnerungen nichts mehr im Wege stand.

Zahlreich sind die Fälle, in denen unser Freund den Zeitpunkt wahrzunehmen verstanden hat, wo der Kräfteverfall einen leidenden Dichter gegen jede Art von Annäherung wehrlos macht. Ein Beispiel aber, daß die ungewohnte Duldung nicht bloß das Symptom eines Schwächezustands, sondern auch eine Vermehrung der Leiden bedeuten kann, bot das Ende Otto Erich Hartlebens. Als dieser sich mit seiner kranken Leber durch die Wälder Karlsbads schleppte und auch nicht mehr wie einst imstande war, einen nüchternen Gesellen zu verscheuchen, da schien unser Freund in der Pflicht treuer Gefolgschaft förmlich aufzugehen. Wer den Ruhm mit der dreimal gespaltenen Zeile mißt, wird sagen, daß keiner von beiden es zu bereuen hatte. Denn Hartleben starb zwar, aber der Begleiter veröffentlichte Erinnerungen an ihn. So oft sich der Todestag Hartlebens jährte, verrichtete er diesen Akt der Pietät. Und ~~auch diesmal~~ ging er hin und legte ihm Stilblüten aufs Grab, als wär's ein Kranz von Immortellen. Er nannte ihn kurz Otto Erich und begann seinen Nachruf mit der Behauptung, sie seien ein~~mal~~ nach einer Probe »selbander hinaus in den schönen Herbsttag an den rebenbewachsenen Saum der Stadt gewandert«. Das ist leider nur zu wahr. Aber wenn auch das Andenken Hartlebens durch solche Enthüllung nicht gerade ge~~feiert~~ wird, so muß man doch sagen, daß echter Pietät Schmeichelei noch weniger frommt. Wer ihn freilich

gekannt hat, weiß, daß er in so einem Fall wenigstens das Wort »selbander« nicht gebraucht hätte. Otto Erich hätte nur zugegeben, daß er die Absicht hatte, an einem schönen Herbsttag an den rebenbewachsenen Saum der Stadt zu wandern, und daß sich ihm einer von jenen angeschlossen hat, die zwölf auf ein Dutzend gehen — wobei man aber immer noch vorsichtshalber nachzählen muß —, einer von jenen, die nicht nur hinter den Kulissen stehen, sondern auch sonst hinter allem, wo den dort nicht Beschäftigten der Eintritt verboten sein sollte; einer von jenen, die ihr Hohlmaß aufstellen, wenn's vom Ruhm eines andern tropft, einer, der kein eigenes Selbst hat, mit einem Wort, ein Selbanderer. Immerhin, der gemeinsame Spaziergang ist nicht in Abrede zu stellen; die Sitte besteht, und alle Dichter, die Wien besuchen, müssen sich ihr fügen. Es ist jenes Spazieren, das für den einen Teil nicht ehrenvoll ist, aber wenigstens dem andern Gewinn bringt. Wenn ein Dichter in Wien ankommt, so ist nicht immer ein Träger auf dem Bahnhof, der ihm sein Gepäck abnimmt, aber immer ein Interviewer, der ihn nach seiner Weltanschauung fragt. Und im Hotel erscheint auf einmaliges Läuten wieder nur ein Interviewer, und auf dreimaliges kein Hausknecht, der Abhilfe schaffen könnte. Man sollte nun glauben, wenn ein Dichter in solcher Lage zum Stock greift, daß dies nicht immer eine Einladung zum Spazierengehen bedeuten müsse. Aber die Dichter haben sich ~~schließlich~~ der ~~weniger sympathischen~~ Auffassung anbequemt und sind auf die Versicherung hin, daß das Leben in Wien trotzalledem gemütlich sei, selbander über die Ringstraße gezogen. Hartleben, so erfahren wir, habe bei solch einer Gelegenheit plötzlich ausgerufen: »Dieses Wien ist doch eine einzige Stadt!«. Der Begleiter meint nun allerdings, Otto Erich habe die Schönheiten Wiens gemeint, aber Otto Erich meinte den Begleiter, dessen Spezies eben dieser Stadt ihre besondere Eigenart gibt. Hier, wo alles auf intime

Wirkung berechnet ist, schafft auch noch die äußerste Zurückhaltung Intimität. Jedes Wort, das man spricht, wird aufgehoben, jedes Wort, das man nicht spricht, wird nachgeholt, und es entwickelt sich nach dem Tode des Sprechers eine rege Beziehung, deren Herzlichkeit in der Literaturgeschichte schon deshalb bemerkt werden muß, weil sie mit der Entfernung vom Sterbetage zunimmt. Otto Erich sei in den letzten Jahren wortkarg gewesen, sagen seine Freunde. Aber ein Füllhorn von Vertraulichkeiten, jokosen Bemerkungen und Material für künftige Anekdoten hat er über den Selbandern ausgeschüttet. So verriet er ihm auch, wer das Modell zu seiner »Angèle« war. Ein Mädchen, »das sich nicht des besten Leumunds erfreute«. Otto Erich nahm sie zu sich, wurde auf Veranlassung seines Onkels zur Polizei zitiert und sagte dem Beamten, der ihm seine Lebensweise vorhielt: »Das Mädchen ist meine Braut«. — »Wie heißt Ihre Braut?« fragte der Beamte. Und Otto Erich wußte nur den Vornamen... Aber die Geschichte ist durch einen Druckfehler um ihre Pointe gebracht. Nicht der Beamte hatte jene indiskrete Frage an Otto Erich gestellt, sondern der Begleiter, und zwar war er ihm in dem Moment, als Hartleben Angèle als seine Braut bezeichnete, mit der Frage ins Wort gefallen: »Wie heißt? Ihre Braut?...« In Karlsbad spielte sich der Verkehr eingestandenermaßen schon in weniger freundlichen Formen ab. Hartleben war krank und brauchte Ruhe. Der Arzt hatte ihm drei Becher verordnet, die man auf den nüchternen Magen immerhin leichter verträgt, als einen einzigen Interviewer. Der aber wich nicht von seiner Seite. Hartleben sollte Bewegung machen, da er aber allein spazieren gehen wollte und nicht selbander, so blieb ihm nichts übrig, als die Absicht aufzugeben oder wenn er doch die Waldluft genießen wollte, einen Wagen zu nehmen. Wer weiß, ob der Zwang zu solcher Kurwidrigkeit nicht den Verfall seiner Kräfte, und anderseits der Drang, Hartleben-

Erinnerungen zu schreiben, nicht die Möglichkeit ihres Erscheinens beschleunigt hat. Zwar gelang es Otto Erich nicht immer, gegen das Gebot des Arztes zu handeln und einem Begleiter zu entkommen, der seinen Schritt verfolgen konnte, weil er seinen Tritt nicht fürchten mußte. Wenn der Begleiter nicht nachgab, war die Lebensweise Otto Erichs wieder in kurgemäße Bahnen gelenkt und seine Gesundheit nur mehr durch üble Laune gefährdet. Was jener selbst nicht leugnen kann. Denn er erzählt, Otto Erich »wollte statt des vorgeschriebenen Spazierganges in den Wald fahren, wovon ich ihn zu seinem Arger abhielt. Bald fand er sich ins Kurleben, und wir pilgerten allmorgens hinaus nach dem Kaiserpark«. Nun, ich weiß zufällig, wie dieses Kurleben Otto Erich angeschlagen hat; denn auch ich habe jenen Sommer in Karlsbad verbracht. Der Dichter hat sich oft zu mir und einem seiner näheren Bekannten über die lästigen Begleiterscheinungen der Karlsbader Kur beklagt. Die Waldwege sind dort mit allzu liebevoller Deutlichkeit bezeichnet. Auf Schritt und Tritt weisen dem Spaziergänger gelbe Tafeln die Richtung nach dem Aberg, dem Findlaters-Tempel, nach Ecce homo, Jägerhaus und Kaiserpark, und immer wieder nach denselben Zielen. Und wenn man sich ohnedies schon zurechtfindet, bietet sich sogar immer wieder derselbe Begleiter an, und man verwünscht die gelben Flecke, die einem einen Weg weisen, den man endlich einmal verfehlen möchte. In den Karlsbader Wäldern hatte Hartleben nur den einen Wunsch, einer Tafel zu begegnen, die ihm den Weg ins Labyrinth wiese! Ruhe brauchte er, nichts als Ruhe. Der Biograph gibt es schadenfroh zu: Otto Erich habe sich, um in Karlsbad »unbehelligt leben zu können«, als »Reisender aus Salò« in die Kurliste eingetragen. Daraus habe diese irrtümlich einen »Geschäftsreisenden« gemacht, dem man auch alsbald eine Kurtaxe vorschrieb, wie sie diesem Beruf angemessen sei. Und der ~~wirkliche~~ Geschäftsreisende, jener, der Hartleben-Erinnerungen an den Mann bringt,

blieb von der Kurtaxe befreit, wie es bekanntlich wieder diesem Beruf angemessen ist. Schließlich sei zwar das Mißverständnis aufgeklärt worden; aber Ruhe hatte Otto Erich erst recht nicht. Er trug sich eine zeitlang mit dem Gedanken, seine Erinnerungen an einen Wiener Reporter zu Papier zu bringen. Aber auch dazu sollte er nicht gelangen. Wenn man, wie ich, gesehen hat, wie mißmutig der Dichter bei seinem Frühstück im Kaiserpark saß, so gewinnt die Mitteilung des Biographen, die Blicke der Gäste seien oft auf eine heitere Ecke durch Hartlebens lautes Lachen gelenkt worden, den Anschein starker Übertreibung. Oder es war eben das Lachen der Verzweiflung, das ein Mann lacht, dem nicht mehr viele Sommer blühen und der wieder einen verpfuscht sieht. Wer war ihm über die Leber gekrochen? Der Selbandere macht aus dem Mißbehagen Otto Erichs kein Hehl. Die erste Begegnung in Karlsbad beschreibt er uns mit den Worten: »Dort traf ich ihn eines Morgens unverhofft, wie er sich schüttelte und weit im Bogen ausspie.« »Das ist ein Gesöff! meinte er unwillig«, als er des Wiener Bekannten ansichtig wurde ... Nein, es ist kein Zweifel, die Karlsbader Kur hat Otto Erich Hartleben nicht vertragen.

Seine Tage waren gezählt, und die Stunde nicht mehr fern, da der Stolz, mit einem berühmten Dichter zu verkehren, der Genugtuung weicht, sich an ihn erinnern zu können. Rasch tritt der Reporter den Menschen an. Es ist eine eigentümliche Witterung, die ihn an die Stelle führt, wo einer liegt, bei dem nach Ausspruch der Ärzte der Eintritt der Unsterblichkeit jeden Augenblick erwartet werden kann ... Er aber, der Selbandere, lebt seit Jahrtausenden. Man sagt, er sei Spezialkorrespondent in Golgatha gewesen und habe dort als Vertreter eines einflußreichen Blattes Gelegenheit gehabt, mit einer der beteiligten Personen bis zu dem Moment zu verkehren, da die Worte »Es ist vollbracht« gesprochen wurden.

Karl Kraus

* * *

Isidor Singer zu spüren ist. Das ist das Betragen eines Zeitungsadministrators, der aus Unfähigkeit zum Protektor des vaterländischen Fortschritts wird, und jene bodenlose Gemütlichkeit, die neben einem »Xandi« und einem »Toli« auf einmal auch einen Isi gewähren läßt. Unsere Geduld ist schließlich kein Hangar für eine Reklamesucht, die in Strebersdorf landet! Und in der Erwartung des Herrn Blériot können wir die Vordringlichkeit, mit der uns die Erkenntnisse aus der Kleinen Luftschiffgasse offeriert werden, getrost ablehnen. Der Kaiser hätte sich nicht dazu bestimmen lassen, der Produktion der »Renner-Buben« beizuwohnen, wenn er gewußt hätte, daß es sich viel mehr um eine Produktion zweier havarierten Zeitungseigentümer handeln würde, die auf Erden nicht genügend Abonnenten haben und darum mit der Luft das Geschäft machen wollen. Der Kaiser hätte diese Leute keiner Ansprache gewürdigt, wenn er geahnt hätte, welch eine spekulative Anwendung das Dichterwort: Es soll der Singer mit dem König gehen, am andern Tag zu gewärtigen habe. Und es ist gar kein Zweifel, daß der Generaladjutant des Kaisers nicht in einem Schreiben an die ‚Zeit' »mit besonderem Vergnügen die sich ihm bietende Gelegenheit ergriffen hätte, um Euer Hochwohlgeboren meiner vollkommensten Hochachtung zu versichern, in der ich mich zeichne als des Herrn Professor ergebenster Graf Paar«, wenn er von den Rekords der unterschiedlichen ‚Zeit'-Prozesse Kenntnis gehabt hätte. Damit er aber wenigstens nachträglich erfahre, von welcher Art das Blatt sei, durch dessen Hände eine kaiserliche Spende geht, damit ferner die Luftschiffe des Stolzes sich nicht allzu hoch versteigen, und damit schließlich der Erkenntnis gedient sei, daß es bei einer Zeitung noch immer mehr auf Originalberichte als auf Luftballons ankomme, möge hier das folgende Dokument Raum finden:

Wir sind gegen literarische Piraterie, die gegen uns verübt wird, ziemlich abgehärtet und verschmähen es, über jeden zu unserer

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria Rothziegel,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

März 1908

SAUBENGELS.

Mit Recht wird man von mir ein objektives Urteil über den durch das Wort »Saubengels« im deutschen Reichstag hervorgerufenen Journalistenstreik nicht erwarten. Ich bin in dieser Sache durchaus befangen und bis zur fixen Idee hat sich in mir die Überzeugung entwickelt, daß die Kultur, die von der Presse verbreitet wird, eine Saubengel-Kultur ist. Ich weiß nicht, ob der Zentrumsabgeordnete, der den Ausdruck gebraucht hat, diese Anschauung ausdrücken wollte, oder ob er bloß einzelnen Personen, die für die Gemeingefährlichkeit der Sache nicht verantwortlich sind, Unrecht getan hat. Wenn aber selbst dies der Fall war, so bin ich der Ansicht, daß die Abwehr der Berliner Journalistentribüne und die internationale Unterstützung, die sie gefunden hat, so ziemlich das Ausmaß der Frechheit bezeichnet, dessen sich die bewohnte Erde zu den Leuten versehen mußte, die sogar den journalistischen Beruf verfehlt haben. Denn dieser bedeutet die Pflicht, einem zahlenden Publikum mit Meinungen und Tatsachen aufzuwarten. Und nicht die Gefälligkeit gegenüber den der Kritik ausgesetzten Personen und den der Meldung würdigen Ereignissen. Hinter dem Journalistenstreik steht der erpresserische Dünkel aller mit Druckerschwärze hantierenden Individuen, daß die Publizität ein Verhältnis zwischen dem Schreibenden und dem Beschriebenen und nicht bloß ein Verhältnis zwischen dem Schreibenden und dem Lesenden sei. Diese Wahnvorstellung könnte in jedem einzelnen Falle vernichtet werden, wenn nicht in jedem ein-

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

zelnen Falle das noch viel Ungeheuerlichere erlebt würde, daß sie gerade von jenen genährt wird, die ihr mit dem Schuhabsatz ins Gesicht treten sollten, von den der Kritik ausgesetzten Personen. Sie gehen durchaus auf die Ansicht ein, daß es nicht auf die Taten, sondern auf die Meldungen ankomme. Wenn die Journalisten zu schreiben aufhören, so hören jene auf, zu handeln. Der deutsche Reichstag schweigt, ~~und~~ der Reichskanzler schweigt, weil die Parlamentsberichterstatter die Federn niedergelegt haben. Ein Schimpfwort ist gefallen, und die Folge ist, daß sich die beschimpfte und die beschimpfende Partei zu einem Bündnis gegen das Publikum vereinigen. Und es finden sich Geister, denen ~~die~~ Einstellung des Parlamentarismus ~~hier~~ durch die Zerstörung des Prinzips der »Öffentlichkeit«, auf dem er basiere, begründet scheint. Das heißt also, daß keine Gerichtsverhandlungen mehr stattfinden können, weil die Gerichtssaalreporter am Erscheinen verhindert sind, und daß keine Eisenbahnzüge mehr abgehen, weil der Eisenbahnbetrieb doch »öffentlich« ist und die Redaktionen — setzen wir den absurden Fall — beschlossen haben, die Fahrplaninserate abzulehnen. Aus dem Recht der Öffentlichkeit zur Teilnahme an staatlichen Handlungen wurde eine conditio sine qua non für die staatlichen Handlungen. Die »Öffentlichkeit« besteht in der Anwesenheit von Reportern. Selbst Ausschluß der Öffentlichkeit bei Gerichtsverhandlungen bedeutet bei uns noch Zulassung der Reporter, aber wenn die Reporter sich freiwillig zurückziehen, kann auch eine öffentliche Gerichtsverhandlung nicht mehr stattfinden. Unter allen Umständen wird die Öffentlichkeit, auf die es ankommt, dumm gemacht. Aber die Öffentlichkeit will ja gar nichts anderes. In Berlin erscheinen die Blätter ohne Parlamentsnachrichten, und das Publikum sagt nicht: Wir haben abonniert und eure Verpflichtung, die bestellte Ware zu liefern, wird davon nicht tangiert, ob einer eurer Heimarbeiter euch in eurer Ehre verletzt hat. Was geht uns überhaupt

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

eure Ehre an? Die Informiertheit ist eure Ehre, und ihr könnt beleidigt sein, wenn ihr die Ermordung eines Präsidenten der französischen Republik verschlafen habt, oder wenn ihr eine Rede des Herrn Gröber nicht so richtig wiedergegeben habt, wie es sich gebührt, aber nicht, wenn er euch Saubengels genannt hat. Jetzt erst seid ihr beleidigt, weil ihr ohne Nachrichten erscheint! . . . Nein, so spricht das Publikum nicht. Die Abonnenten lassen sichs gefallen, daß es keine Meldungen gibt. Aber sie sind auch Staatsbürger und lassen sichs gefallen, daß es keinen Fortschritt gibt, der gemeldet werden könnte. Sie lassen sichs gefallen, daß die von ihnen bezahlten Abgeordneten und Beamten schweigen, weil die von ihnen bezahlten Journalisten schweigen. Man stelle sich vor, daß ein Lakai die Kleider der Herrschaft zu putzen sich weigert, weil der Schneider, der sie lieferte, ihn gekränkt hat, und daß der Schneider darauf erklärt, er liefere der Herrschaft keine Kleider mehr, solange der Lakai sie nicht putze. Und man stelle sich vor, daß die Herrschaft sich das gefallen läßt und nackt ausgeht. Oder der Diener weigert sich das Essen zu servieren, weil die Köchin grob war, und die Köchin hört zu kochen auf, weil die Speisen ja doch nicht auf den Tisch kommen. Und die Herrschaft schmeißt nicht beide Teile hinaus, sondern verhungert . . . Schauspieler müssen spielen, auch wenn den Kritikern die Freikarten entzogen wurden. Aber Fürst Bülow schwieg, weil die Presse nicht vertreten war. Bismarck hätte gesprochen, und zwar über den Größenwahn der Leute, die ihren Beruf verfehlt haben. Und wenn Moltke schwieg, so war das nicht die Folge eines Journalistenstreiks. Aber Bülow verzichtete auf das Wort, weil keine Reporter da waren. Am andern Tag sprach er, weil der Kronprinz da war. Der Kronprinz hätte es sonst dem Kaiser verweigern können, in den Reichstag studienhalber zu gehen, weil der Kanzler schweigt. Und der Kaiser hätte ~~die Regierung niederlegen~~

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria Rothziegel,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

~~können~~, solange der Kronprinz nicht studieren will, weil der Kanzler schweigt, solange die Reporter streiken. ~~Wiewohl die Aussicht, daß in Deutschland künftig nur mehr Seine Reden veröffentlicht werden, viel Verlockendes hat.~~ . . Daß in Wien keine Raubmörder mehr erwischt werden, wenn die Presse beschließt, die Nachrichten über die verdienstvolle Tätigkeit des Chefs des Sicherheitsbureaus zu unterdrücken, darauf sind wir gefaßt und bereiten uns auf diesen Ausnahmszustand seit langem vor. Aber auf die Einführung des Absolutismus wegen Streiks der Parlamentsreporter war die deutsche Öffentlichkeit nicht vorbereitet. Sie hat wieder einmal zugelernt und weiß jetzt, daß die Weltgeschichte aufhören muß, wenn sichs die Staatsmänner mit den Stenographen verderben. »So gut, wie heute einer ungeniert die deutsche Presse beschimpfen kann, ebenso gut könnte schon morgen jemand ein fremdes Heer oder eine fremde Flotte oder gar einen fremden Herrscher beschimpfen«, so hätte, meint ein deutsches Blatt, der Reichskanzler sprechen müssen. Aber dann könnte wenigstens ein Krieg ausbrechen, der doch ausgeschlossen wäre, wenn man zum Beispiel die Kriegsberichterstatter beleidigt hätte . . . Die Weltgeschichte beruht eben auf einem Austausch von Gefälligkeiten zwischen den sechs Großmächten und der siebenten. Abgeordnete sind dazu da, »Informationen« zu liefern, die man ans Publikum weitergibt. »In übertriebener Auffassung der Mitteilungspflicht glaubt man Nachrichten durch Hochachtung honorieren zu müssen. Was Wunder, wenn schließlich derart umworbene Informationsquellen sich als die Spender alles Heils betrachten und auf jene hinabblicken, die, um zu schöpfen, sich bücken.« So schreiben jetzt die Journalisten über die Abgeordneten. Aber die Leser fühlen nicht, wie gut sich diese Erkenntnis auf ihr eigenes Verhältnis zu den Journalisten anwenden läßt. In Deutschland und in Österreich. Auch hier, heißt es, seien die Beziehungen zwischen Parlament und Presse

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

noch nicht geregelt, »wenngleich in letzter Zeit das Gleichgewicht einigermaßen hergestellt ist«. Wenn sich nämlich hierzulande ein Journalist bücken will, um in einem Abgeordneten verehrungsvoll zu verschwinden, so findet er ihn nicht; denn dieser hat sich Gottseidank schon zu dem Journalisten gebückt, und ward nicht mehr gesehn. Ein Berichterstatterstreik — so wohltuend die Lahmlegung der journalistischen wie der parlamentarischen Tätigkeit bei uns wäre — ist ~~hier~~ unmöglich. Er würde auch das Bild der Situation kaum verändern. Denn wenn sich schon ein Abgeordneter dazu aufraffte, »Saubengels« hinaufzurufen, ich glaube nicht, daß deshalb Herr Mendl Singer aufhören würde, nicht schreiben zu können.

* * *

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

Der Sexualkorrespondent.

Nun wird Herr Harden bald Ruhe von mir haben. Wenn es ihm nämlich ernst damit ist, die Kulturfeder hinzuwerfen und politischer Agitator zu werden (den Vortragsabend zu 3000 Mark). Ich überlasse ihn den Fachleuten; wenn ein schlechter Schriftsteller sich entschließt, ~~Mechaniker~~ zu werden, hat er von mir nichts zu fürchten. Zum Rohstoff der Politik soll man diesem Talent und diesem Charakter den Zutritt nicht wehren. Ihn literarisch zu gestalten, dazu hats auf die Dauer nicht gereicht. Der tiefgefühlte Mangel an Persönlichkeit schuf den Zustand einer geistigen Feuersnot. Die Ochsen rennen aus dem Stall in den Brand, der Publizist rannte aus dem Stoff in die

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

Bildung. Man hielt sich vor dem Qualm die Nase zu. Einer hat fünfzehn Jahre von dem Vorurteil gelebt, daß ein größeres literarisches Temperament dazu gehöre, einen König anzugreifen, als einen Kärrner. Das Gegenteil ist der Fall. Schließlich trat der geistige Bankerott ein. Aber auf der Tribüne kommt nicht nur die äußere Größe des Themas wieder zu Ehren, sondern verhilft auch der Mut, einen König anzugreifen, dessen Beleidigung auf Monate hinaus von einem Kanzler freigegeben ist, zu Ehre und Gewinn.

Nur dort, wo Herr Harden auf seine literarische Leistung, also auf seine Tätigkeit in den Fällen Moltke, Eulenburg, Hohenau, Lynar u. s. w. zurückgreift, wird er sich noch ein wenig Kontrolle gefallen lassen müssen. Und zu seinem unglücklichen Vergleich, der angeblichen französischen Ausgabe des ‚Simplicissimus' mit der Handlung eines Menschen, der »eine schmähliche oder lächerliche Familiengeschichte in die Zeitung bringt«, habe ich noch etwas nachzutragen. Herr Harden würde sich natürlich dagegen verwahren, daß er sich selbst mit diesem Vergleich habe treffen wollen. Und mit Recht. Er wehrt jedes Kompliment für seinen Eifer in der Eulenburg-Sache mit dem Einwand ab, er habe sich im Beweise der Sexualhandlungen des deutschen Adels nur »von Schritt zu Schritt drängen lassen«. Er habe sich — auch diesmal versichert er es wieder — gegen sein persönliches Interesse bemüht, »jedes laute Ärgernis zu meiden.« Nur den Gebrauch, »den die Stunde gebieterisch forderte«, habe er von dem Beweismaterial gemacht, das er, »wie jetzt ja auch dem Zweifler erwiesen ist«, längst hatte. Der Märtyrer ließ sich sogar, man denke, »ruhig nachsagen, er habe kein Material«! Wohl das Schimpflichste, was ihm für sein Gefühl nachgesagt werden konnte. Nein, fern sei es von uns, ihm den Wissensschatz zu bestreiten, aus dem er sein Köstlichstes bestritten hat! Und daß er persönlich von ihm nur den sparsamsten Gebrauch gemacht hat, daß er wirklich bemüht war, jedes laute Ärgernis zu mei-

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

den, ich weiß es heute besser denn je. Denn vor mir liegt ein blauer Zettel. Ein Exemplar jener »Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz«, aus der die Journale in den Eulenburg-Tagen ihre Informationen geschöpft haben und aus der sie noch heute alle die perfid beruhigenden Nachrichten über das Befinden des angeklagten Fürsten nehmen. Aber wie wenig haben sie genommen und wie viel wäre zu haben gewesen! Sie wollten schmähliche oder lächerliche Familiengeschichten vielleicht doch nicht allzu breit treten, auf die Gefahr hin, Herrn Harden zu kränken, der sie — als Stilsachverständiger beeide ichs vor jedem Forum — persönlich stilisiert hatte. So zimperlich wie jene war nun Herr Harden nicht; er hat manche seiner Sätze wieder an sich genommen, sie fast wörtlich in seine eigenen Publikationen eingereiht, und so bedürfte es vielleicht nicht einmal meines Gutachtens, um seine Urheberschaft zu beweisen. Hier eine interessante Probe. Herrn Hardens Art verleugnet sich in der schlichten Nutzarbeit, die er für die Sexualkorrespondenz leistet, durchaus nicht; nur trägt er nachher in der ‚Zukunft' etwas pastoser auf.

Neue Gesellschaftliche Korrespondenz

(Spezial-Nachrichtendienst.

Preis 3 Mark.

Berlin, 10. Juli 1908.)

Was ist bisher erwiesen? . . . Den städtischen Hausmeister Franz Dandl, der früher herrschaftlicher Diener war, hat Eulenburg um die Waden gefaßt, später ihm den Arm um die Schultern gelegt und ihn wegen seiner schlanken Schönheit gelobt. Den Matrosen (jetzt Bergmann) Trost hat Eulenburg als Gast des Kaisers auf der »Hohenzollern« im Jahre 1898 in eins der Gespräche zu ziehen versucht, mit denen Homosexuelle ihre An-

‚Zukunft'

(25. Juli, 1. August 1908)

. . . Bewiesen, daß der Angeklagte den Diener Franz Dandl an die Waden gefaßt, ihm später den Arm um die Schulter gelegt und seine schlanke Schönheit gepriesen hat. Als Gast des Kaisers auf der »Hohenzollern« im Sommer 1898 den Matrosen Trost in eins der Gespräche zu ziehen versuchte, mit denen Homosexuelle ihre Anbändelungen einzuleiten pflegen, und sich dem jungen Mann mit einer Frage näherte, deren unflätiger Wortlaut die öffentliche Wiedergabe nach unserem Strafgesetz unmöglich macht . . . . Festgestellt ist ferner, daß Fürst Eulenburg dreimal versucht hat, Jakob Ernst zum Meineid zu verleiten: durch

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

näherungen zu beginnen pflegen, und ist dann mit einer Frage an ihn herangetreten, deren Unflätigkeit die Wiedergabe vor gesitteten Menschen unmöglich macht . . . . Festgestellt ist ferner, daß Fürst Eulenburg selbst (durch einen Brief) und indirekt durch Vermittlung seines früheren Sekretärs Kistler, der sein Günstling geblieben und Hofrat geworden ist, versucht hat, den Fischer Ernst zum Meineid zu verleiten. —

(Eulenburgs Wahrhaftigkeit.) . . . Auf der »Hohenzollern« will er, bei der zotigen Annäherung an Trost, morgens um 10 Uhr angetrunken gewesen sein und versuchte das mit der Behauptung zu rechtfertigen: »Auf Befehl Seiner Majestät gab es dort schon bei der Morgenmahlzeit starke Getränke«. Oberhofmarschall und Hausminister Graf August Eulenburg hat dann unter seinem Eid ausgesagt, morgens werde auf der »Hohenzollern« nur Thee und Kaffee gereicht und es sei »absolut ausgeschlossen«, daß morgens um 10 Uhr einer der Herren des Kaiserlichen Gefolges angetrunken sein könne . . . Den Dandl will er an die Wade gefaßt haben, weil er »übel rieche«; doch ist festgestellt, daß er den Diener oft angefaßt, einmal beinahe umarmt und zärtlich angeredet hat, von üblem Geruche also nicht belästigt gewesen sein kann . . . .

einen Brief, den der Untersuchungsrichter in Starnberg fand; durch einen zweiten Brief, den Hofrat Kistler dem Fischer bringen mußte, aber nicht zurücklassen durfte; und durch eine Botschaft, die der von Philis Gnaden mit zwölf Orden geschmückte Hofrat auf seiner Lippe ins Fischerhaus trug. —

. . . Als er den Diener Dandl ans Bein faßte, trieb ihn nicht etwa sinnliches Wohlgefallen, sondern der Wunsch, den schlecht riechenden Mann wegzuschieben; als er ihm später den Arm um die Schultern legte und Dandls schönen Wuchs rühmte, war der Geruch wohl verflogen. Auf der »Hohenzollern« will er, bei der zotigen Annäherung an den Matrosen Trost, morgens um 10 Uhr bezecht gewesen sein. »Auf Befehl Seiner Majestät gab es schon morgens an Bord eine kräftige Mahlzeit mit starken Getränken; da mein Magen mir Mäßigung im Essen gebot, hielt ich mich manchmal an die Getränke.« Oberhofmarschall Graf August Eulenburg beschwört, daß es morgens zwar, wie auf allen Schiffen, Fleisch und Fisch, an Getränken aber nur Tee und Kaffee gebe, und erklärt es für »absolut ausgeschlossen», daß ein vom Kaiser eingeladener Herr der engsten Tafelrunde um zehn Uhr früh nicht mehr nüchtern gewesen sein könne. Genügts? . . .

Genügts? Wie man sieht, hat Herr Harden die Übersetzung aus seiner Sprache diesmal selbst und schon ein paar Wochen vorher besorgt. Immerhin vermag sich eine so markante sprachliche Individualität selbst dann nicht völlig aufzugeben, wenn sie bloß die Tatsachen serviert, auf die es ihr ankommt. Worte wie »der prächtige Starrkopf Dohna« (der Grobian Fürst Dohna) oder »die Lehmannkammer« (das Richterkollegium

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

unter dem Vorsitz des Herrn Lehmann) sind verräterisch. Vollends Sätze wie: »Er war sein Leben lang immer krank, wenn es ihm an den Kragen zu gehen drohte. Nach dem Tauschprozeß, nach Dohnas derb deutlichem Brief, als Herr von Holstein ihn brieflich einen verächtlichen Menschen genannt hatte, nach dem Berliner und dem Münchener Schöffengerichtsprozeß: immer. Aber er gilt auch jetzt nun einmal als krank; und hat schon erfahrenere Leute eingewickelt, als Gerichtsärzte zu sein brauchen.« Wenn das nicht schon einmal in der ‚Zukunft' gestanden ist, so könnte es ganz so in der ‚Zukunft' stehen. Es ist der Ton des sachten Warners, es sind die bedeutenden Wahrheiten des Herrn Harden, es ist selbst seine Interpunktion. Er hat für die Welt, die seine Feststellungen für Kulturarbeit hält, doppelt gearbeitet. Nur daß er nicht alles, was er für die Sexualkorrespondenz schrieb und was bloß zur stillen Belehrung der Tagespresse dienen sollte, in seine Revue übernommen hat. Denn auf dem blauen Zettel wird uns nicht nur keine Feststellung erspart, sondern es wird auch jede Möglichkeit einer neuen Denunziation, die zu neuer Anklage führen könnte, berücksichtigt. Der Hofrat Kistler in München ist noch nicht verhaftet: »will man wieder warten, bis die Bayern die Initiative ergreifen?« Die Fürstin Eulenburg ist in einer Moabiter Weinstube zwischen Anwälten gesehen worden: die Gefahr der Zeugenbeeinflußung liegt nahe. Der Fürst darf mit seinen Angehörigen sprechen: »Caveant consules!« Ein Kapitel über Eulenburgs Freunde: Herr Harden teilt mit, daß der bekannteste — er nennt den Namen — nicht nur ein Homosexueller, sondern sogar »nach Vieler Behauptung ein Zwitter« war. Dessen Neffe habe sich im seidenen Unterrock seiner Frau erhängt. Neue Details über Homosexuelle, die man schon kennt, neue Homosexuelle, von denen man noch nichts gewußt hat. Darunter der Graf Gobineau, mit dem verkehrt zu haben Herr Harden für besonders kompromittierend

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

hält. Zum Schlusse eine Mitteilung, von der die Zeitungen damals Gebrauch gemacht haben: »Denken Sie«, sagte der Kaiser zum König von Schweden über den Grafen W., »unser Edgar ist auch solches Schwein!«. »Wir geben diese so zutreffende wie drastische Äußerung wieder«, bemerkt die Korrespondenz des in allen Lebenslagen aufrechten Herrn Harden, »weil sie beweist, daß gesunde deutsche Männer noch den Mut haben, dieses ekelhafte, heute viel zu oft beschönigte Treiben der Männerjäger zu geißeln«. Kein Zweifel, Herr Harden hatte Material, die Korrespondenz beweist es. Kein Zweifel, er hat lautes Ärgernis gemieden, denn Korrespondenzen sind nur für den Gebrauch der Presse und nicht des Publikums bestimmt. Aber selbst wenn er alles ausgesprochen hätte, was ist, stünde sein Handeln noch immer über jenem, das er dem ‚Simplicissimus' zum Vorwurf macht, und er hätte recht, sich gegen einen Vergleich zu wehren. Denn wahrlich, er hat nicht die eigenen Familiengeheimnisse preisgegeben, sondern bloß die fremden!

Karl Kraus.

* * *

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

Eulenburgs Stil. Eine Beschreibung vom Tode des Königs von Bayern, schlicht und künstlerisch. »Der Mann schreibt nicht schlecht. Ein bißchen schwülstig; im Stil pretiöser Damen... Manche Bilder sind abgeguckt; manche gehen nicht zusammen. Und die Interpunktion ist merkwürdig mangelhaft«. Darum streicht Herr Harden wenigstens das Genitiv - s aus dem Eulenburg-Zitat heraus. Es ist trotzdem weitaus das Beste, was je in der ‚Zukunft' gestanden hat. Ein Beispiel, wie Bilder gut zusammengehen, folgt aber sogleich: Der geritzte Magyarenhochmut mit der durch die Zrinyrede überpflasterten Wunde und dem Hähnchen auf dem ungarischen Globus, dem der Kamm schwillt . . . »Keine Persönlichkeit. Keine Eigenwärme. Noch die überschwingende, übersprudelnde Rede fühlt sich eiskalt an; funkelt manchmal wohl (von geliehenem Glanz), wärmt aber nie.« Wessen Stil? Eulenburgs natürlich!

*

Der Münchener Richter: »Endlich sehe ich ihn also, von dem ich so viel gehört habe«. Stimmung, in der einer vor Goethes Antlitz trat. »Wird er auch heute der gute Richter der Legende sein?« Er wird. »Was sagen Sie zu unserem Mayer?« »Unser Oberlandesgerichtsrat«. Ein »Musterrichter«. »Lassen Sie mich nur machen«, sagt Bernstein. Mayer ist »der Größte im Saal. Auch der Weiseste. Der sicherste Menschenbehandler. Ein Richter.« »Eines Holbein Haltung und Haupt.« Ja, er, nur er, hat den Riedel dazu gebracht, die »Kramilla« zuzugeben, und den Ernst, daß der Fürst mit ihm »die Gaudi, die Lumperei« gemacht habe. Jeder im Saal »hat Unvergeßliches erlebt«. »Was sagen Sie zu unserem Mayer?« »Gratuliere.« »Heute noch wird er verhaftet.«

*

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

Was ist bedenklicher? Wenn ein Journalist seinen Richter »unsern Richter«, oder ein Fürst seinen Fischer »meinen Fischer« nennt?

*

Ein rührender Zug: Der Angeklagte Städele »trägt eine Sammetweste. Wer löst die Rätsel willkürlicher Assoziation? In dieser wichtigen Stunde, vor der Entscheidung eines Kampfes, den seit einem Jahr all meine Kraft hingegeben ist, klammert der überreizte Sinn sich an dies gleichgiltige Kleidungsstück; muß ich wider Willen, denken: Solche Weste habe ich auch und der Abende mich erinnern, da ich sie, auf noch gesunder Brust, trug. Unbegreiflich dumm. Zolas Saccard fällt mir ein, der, während ein Börsenorkan ihn aus Besitz und Ansehen fegt, der in seinem Hof erfrorenen Kamelie nachjammert. (Ein ganz so schlechter Psychologe war der eitle Spätromantiker von Medan doch nicht.) Nun spricht Herr Städele . . .«

*

Noch ein rührender Zug: In der Mittagspause in die Odeon Bar. »Geröstete Nieren«. »Aus dem Gerichtshaus kommen wir, von der Zurichtung eines Scharfrichterwerkes: und schmausen. Geröstete Nieren. Hastig und still . . .«

*

Wieder ein rührender Zug: Mittagspause. »Im Hotel Continental fällt der Blick auf den Schreibtischkalender. Einundzwanzigster April: Huttens Geburtstag. ‚Da laß' ich Jeden reden und lügen, was er will. Hätt' Wahrheit ich geschwiegen, mir wären Hulder viel.' Ad liberos in Germania omnes hat sich Herr Ulrich gewandt; ob sein Leib auch siech war, aus nie feig erzitternder Hand den Würfel geschleudert. An die Reinigung!« (Trara — der Hutten ist da! Ausgerechnet an seinem Geburtstag! Das hat unser Mayer wieder gut gemacht . . . Auch ich rufe in dieser Mittagspause einen Ulrich an. Und dies, wiewohl ich keine gerösteten Nieren gegessen habe.)

*

Der weitaus rührendste Zug: Der Fischer ist im Begriffe, die Gaudi zuzugeben, weil ihm der Bernstein mit dem Kriminal und unser Mayer mit dem »letzten Richter« zugesetzt hat. »Ich fühle, wie mirs aus dem Auge strömt. Unaufhaltsam. Die angewöhnte Reflexbewegung (so möchte ichs nennen) bleibt aus; das Geschneuz ins Taschentuch hülfe ja nicht. Wie durch feuchte Schleier sehe ich den Fischermeister . . . Und kann nur denken, wie gut es war, das Gesicht von der Menge wegzukehren.«

*

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria Rothziegel,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

Was er alles weiß: Der Fischer erzählt die Geschichte von den 12.000 Mark. Dazu bemerkt der Kulturkämpfer nur in Paranthese: »So wars nicht. Als ein Starnberger, der mit Getreide handelt, die auf Ernsts Anwesen haftende Hypothek gekündigt hatte, wandte der Fischerjackl sich an den Grafen Eulenburg, der, angeblich von seiner Mutter, ihm das Geld verschaffte; ohne jede Sicherung; gegen drei Prozent Zinsen, deren Zahlung noch nicht nachgewiesen ist. Die Mitgift seiner Frau, einer Waise aus Wengen, gab Ernst in die Bank. Antwortete auf die Frage, ob ers nicht zur Ratenzahlung des Darlehns benutzen wolle: ‚Nein; der Zins, den die Bank mir zahlt, ist um ein halbes Prozent höher als der, den ich dem Grafen zu zahlen habe: also verdiene ich, wenn ich das Darlehn behalte'.« So war's!

*

Zeugenbehandlung: Jakob Ernst sagt aus. »Der Rumpf bebt nicht. Der braune Daumen reibt die Innenhaut des Zeigfingers, dessen Nachbarn sich in den Handteller graben. Ein Alltagsmittel, um die Nerven zur Ruhe zu zwingen. Im Examen macht mans so; beim Zahnarzt; auf dem Strohstuhl des angeklagten Sünders ... Mich dauert der Mann. Ich weiß, daß ein Herzleiden ihn quält. Was mag sein Innerstes heute ausstehen? ... Die Finger der rechten Hand, die Schwurfinger, krümmen und steifen sich hastig. Die Sucht, unbefangen zu scheinen, hat auch in den Rumpf Bewegung gebracht. Der windet sich wie in wirrem Traum ... Man hört den Atem. Des Fischermeisters Rechte krallt sich, über dem Herzen, in die Brust. Wie in Wehen schüttelt er sich. Die Zunge strauchelt im trockenen Schlund; sucht sich an der Lippenwand einzuspeicheln ... Noch einmal bäumt sich die Kreatur.« Das jüngste Gericht tagt.

*

Nach dem Urteil: In einer Gesellschaft, »wo freundliche Menschen mit Heinzelmännleinflinkheit den Teetisch zurichten. Schlaraffenland.« Wie lieb! »An den Wänden viele Geweihe. Lockere Speise auf der Tafel. Danke. Nur Tee. Der Justizrat sieht um zehn Jahre jünger aus«

*

Zu einem Interviewer: »Fürst Eulenburg log, als er sich unbefleckt nannte«.

*

Dem Diplomaten Eulenburg »fehlte es an Sitzfleisch und Ernst«. Das soll aber kein Witz sein!

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria Rothziegel,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

»Inzwischen hat der Berliner Untersuchungsrichter einen Schriftsatz von großem Umfang von Maximilian Harden erhalten, in dem dieser eine lange Liste von Personen aufstellt, mit denen Fürst Eulenburg nachweisbar bis in die allerletzte Zeit unerlaubten Verkehr gehabt habe.«

*

Zu einem Interviewer: »Ich werde froh sein, wenn ich mit der eklen Angelegenheit, die seit anderthalb Jahren all meine Kraft in Anspruch nimmt, nichts mehr zu tun habe und zu der Betrachtung politischer und künstlerischer Vorgänge zurückkehren kann, zu der stillen Arbeit, mit der ich auf meine Art der deutschen Macht und Kulturbildung an bescheidener Stelle dienen zu können glaube.«

Ah, das gibts nicht! Das geht nicht mehr! Bei der nächsten Besprechung eines Kunstwerks wollen wir im Chorus rufen: Zurück! Ein General hat seine Frau nicht befriedigt! Es gilt ein Vergehen nach § 175 zu beweisen! Es ist erweislich wahr, daß Fürst Eulenburg auch in Oldenburg . . .

*

»Ich hätte«, sagt Riedel, »der aufrechte Milchmann«, zu einem Interviewer, »nichts gesagt, wenn der Fürst nicht die Sache abgeschworen und andere damit hineingerissen hätte. Und jetzt muß ich es büßen, denn viele Leute, und gerade die besseren, haben jetzt die Milch bei mir abbestellt!«

Er mag sich trösten. Auch das Geschäft mit dem Drachengift ist nicht mehr das alte. Viele Leute, und gerade die besseren, haben jetzt die ‚Zukunft' abbestellt . . . Zwei Hausfrauen sagen: Was gings Dich an, Tropf, damischer!

*

Nun geht Deutschland einer großen Zeit entgegen. Alles kommt an den Tag, was in den preußischen Adelsfamilien seit der Gründung des Reichs bis in die letzte Zeit geschehen ist. Alles, alles, alles. Wilhelm II. und Harden — seien wir Deutsche froh, daß wir zwei solche Kerle haben!

La verité est en arche!

Karl Kraus.

Magistrat
der
k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt
Wien

M.-Abt. XV-10682/09.

Wien, am 26. Oktober 1909.

Wohlgeboren

Frau Maria R o t h z i e g e l,

I., Morzinplatz 5.

Über Ihre Eingabe vom 15. IX. 1909, wird Ihnen bekannt gegeben, daß die Leitungen der allgemeinen Volksschulen, der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen und der Bürgerschulen in Wien auf den Wundschnellverband (Patent Utermöhlen) „Caritas" für den Fall aufmerksam gemacht wurden, als diese Schulleitungen beabsichtigen sollten, für ihre Anstalten die notwendigsten

Februar 1910

Joseph Schöffel

ist am 7. Februar 1910 im 78. Lebensjahre gestorben.

Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Tore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Götz.

Die Neue Freie Presse hat nicht gesagt, wann er beerdigt werde. Sie hat seinen Lebenslauf mit ruhiger Sachlichkeit beschrieben. Sie hat seinen Sarg nicht gegrüßt, und nur eine Handvoll Worte warf sie ihm nach.

»Anfangs der Siebzigerjahre trat er öffentlich hervor, als der Plan auftauchte, den Wienerwald abzustocken. Damals setzte sich Schöffel mit Erfolg für die Erhaltung des Waldes ein.«

Dieser Satz schöpft eine Tat aus, für die hundertundvier Gemeinden den Mann zum Ehrenbürger machten, für die ihm zu Lebzeiten Denkmäler errichtet wurden. Sie ist wortkarg, die alte Hure. Sie ist bös. Der männlichste Mann in Österreich ist nie bei ihr gewesen. Daß er gelebt hat, verzeiht sie ihm im Tode nicht. Ich aber will nicht, daß sie seine Stimme vergesse. Ich will ihn zu ihr sprechen lassen, was er im Jahre 1901 in meinen Phonographen gesprochen hat:

821—	840	621—	640	421—
801—	820	601—	620	401—
981—	000	781—	800	581—
961—	980	761—	780	561—
941—	960	741—	760	541—
921—	940	721—	740	521—
901—	920	701—	720	501—
881—	900	681—	700	481—
861—	880	661—	680	461—
841—	860	641—	660	441—

Hochgeehrter Herr!

Besten Dank für die freundliche Zusendung Ihrer Zeitschrift ‚Fackel', die ich, nebenbei bemerkt, seit ihrem Erscheinen lese. Ihr Kampf gegen das terroristische, schamlose Treiben der modernen Presspiraten ist mir sympathisch, und ich wünsche Ihnen den besten Erfolg! Leider stehen Sie, so wie ich, einsam und verlassen einem übermächtigen, in der Wahl der Mittel gewissen- und ehrlosen Gegner gegenüber. — Ich bin ein alter Mann, dessen letzte Kräfte durch Tätigkeit in einem öffentlichen Amte absorbiert werden, — sonst würde mich nichts abhalten, an Ihre Seite zu treten und Ihnen in Ihrem Kampfe zu sekundieren, wie dies einst mein unvergeßlicher Freund Ferdinand Kürnberger in meinem Kampfe um den Wienerwald getan hat.

Wenn Kürnberger heute hören könnte, daß die ‚Neue Freie Presse', diese Missgeburt August Zang's — welcher im Jahre 1873 mir gegenüber sie als eine von der Regierung konzessionierte Kupplerin jeglicher Korruption, als die unverschämteste Buhlerin aller Staatsbetrüger und Diebe bezeichnete —, sich heute, dreißig Jahre nach Beendigung des Kampfes um den Wienerwald, als Beschützerin desselben, den niemand angreift, aufspielen werde, er würde die Last der Erde, unter der er schläft, sprengen, um dieser schamlosen Dirne ins Gesicht zu schlagen. Die ‚Neue Freie Presse' als Verteidigerin des Wienerwaldes, die den Staatsgüterverschleiß in Szene setzte, die den Holzabstockungsvertrag mit Moriz Hirschl und den Verkauf des Wienerwaldes als eine finanzielle Notwendigkeit patronisierte, die, als der Sturm begann, zuerst meinen Kampf totschwieg, dann mich verhöhnte und als von Größenwahn befallen mich erklärte, weil ich die Kühnheit hatte, meine Artikel mit vollem Namen zu unterzeichnen, — diese ‚Neue Freie Presse' erwartet von einer künftigen liberalen Majorität im niederösterreichischen Landtag ein Gesetz zum Schutze des Wienerwaldes! Risum teneatis amici! Die alte Metze erinnert sich der Erregung der Massen, die durch den Kampf um den Wienerwald einst hervorgerufen wurde, und versucht es nun durch eine Komödie, die Partei, der sie das Gift der Korruption eingeimpft und die sie damit getötet hatte, wieder ins Leben zurückzurufen.

Vergebliche Mühe! Wenn ich noch einige Jahre erlebe, so werde ich die Geschichte des Kampfes um den Wienerwald in allen Einzelheiten, die noch nicht bekannt sind, ebenso veröffentlichen wie den fünfjährigen Kampf um die Verwendung der Waisengelder zur Pflege und Erziehung armer Waisen, der von der Presse wie auf ein Kommando totgeschwiegen wurde. Ja, diese Presse, diese Verfälscherin der öffentlichen Meinung, hat es sorgfältig vermieden, die Sanktionierung eines Gesetzes zu erwähnen, durch welches jährlich nahezu 4 Millionen Kronen dem erhabensten Zwecke, nämlich der Rettung der Kinder des Elends, zugeführt werden.

841—	860	641—	660	441—
821—	840	621—	640	421—
801—	820	601—	620	401—
981—	000	781—	800	581—
961—	980	761—	780	561—
941—	960	741—	760	541—
921—	940	721—	740	521—
901—	920	701—	720	501—
881—	900	681—	700	481—
861—	880	661—	680	461—

Heute wie einst! Die Zeiten haben sich geändert, die Niedertracht ist dieselbe geblieben. Kürnberger, der bedeutendste Schriftsteller seiner Zeit, mußte seine Essays im ‚Korrespondent' den der Graf Lamezan ein obskures Winkelblättchen genannt hat, veröffentlichen, weil er in den großen Jonrnalen keine Aufnahme fand, da er sich nicht dazu hergab, nach ihrem Takt zu spielen. Zudem vermied er es, seine Geistesperlen vor die Säue zu werfen. — Sie müssen eine eigene Zeitschrift herausgeben, um Ihre Gedanken zum Ausdruck zu bringen; und ich werde, wenn ich mich aus dem öffentlichen Leben zurückziehe, was innerhalb einer Jahresfrist geschehen wird, ähnliches tun müssen, um das von mir Erlebte zu veröffentlichen.

Für diesmal genug! Charakteristische Tatsachen aus jener Kampfzeit Ihnen mitzuteilen, ist mir derzeit unmöglich, da ich keine Zeit dazu habe und die Erzählung dieser Tatsachen, die den Finanzminister Becke, den berühmten Giskra, den Sektionschef Gobbi, den Ministerialrat Kurz, den Oberfinanzrat Deimel, die Konsorten Löwy, Götz, André, Kirchmayer, Siemundt, Strousberg, Moriz Hirschl und andere betreffen, Bände füllen würde. Im Auszug können Sie die Geschichte des Kampfes um den Wienerwald in Wurzbachs biographischem Lexikon, Band 31—32, Seite 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84 und 85, und außerdem Andeutungen in den Siegelringen Kürnbergers: »Was sich der Kahlschlag erzählt«, »Wie sich verschiedene Leute verschieden verwundern!« und »Dieb-sein währt am längsten« lesen.

Indem ich Ihnen nochmals Ausdauer im Kampfe und einen glücklichen Erfolg wünsche, zeichne ich mich mit Hochachtung als Ihr

ergebener

Schöffel.

Mödling, am 10. Juni 1901.

Das stand in Nr. 81 der ‚Fackel'. Ich hatte in Nr. 78 die Protektion des Wienerwaldes durch die Neue Freie Presse gewürdigt und das Heft Joseph Schöffel zugesandt. Mein Artikel hatte mit den Worten geschlossen:

. . . Sollte man nicht mindestens verlangen dürfen, daß mit Händen, die gewohnt sind, das Geld von Holzgaunern entgegenzunehmen, nicht auf einmal über Naturschönheit geredet werde? Dem Dogma, daß Gott die Wälder für die Holzverwertungs-Aktiengesellschaften erschaffen hat, wollen wir nicht abtrünnig werden. Sie stöhnen unter der Axt, die angesetzt wird, um der bildungshungrigen Menschheit den Segen des Zeitungsblattes zu bringen. Aber es heißt zum Schaden noch den Hohn fügen, wenn auf dem frischgewonnenen Holzpapier statt der Korruption der Natur das Wort geredet wird.

861—	880	661—	680	461—
841—	860	641—	660	441—
821—	840	621—	640	421—
801—	820	601—	620	401—
981—	000	781—	800	581—
961—	980	761—	780	561—
941—	960	741—	760	541—
921—	940	721—	740	521—
901—	920	701—	720	501—
881—	900	681—	700	481—

Und in der Einleitung zu Schöffels Brief, der seine herrliche Mitarbeit an der ‚Fackel' einleiten sollte, schrieb ich:

Als ich im 78. Hefte dem öffentlichen Heiterkeitsbedürfnis jenen Artikel der ‚Neuen Freien Presse' empfahl, in welchem sie sich als Beschützerin des Wienerwaldes vorstellte und von einer »liberalen Majorität des Landtags« die Erhaltung von Naturschätzen verlangte, die heute bloß Regengüsse und nicht mehr Holzwucherer bedrohen, da ahnte ich kaum, wie gut ich den Nagel auf den faulsten Kopf dieses Reiches getroffen. Ich bekenne, daß mich weniger historisches Wissen um die Vorgänge, die sich in jener Zeit des wirklichen Kampfes um den Wienerwald abspielten, als ein Instinkt für die durch Jahrzehnte bewährte Gemeinheit der führenden Verderberin unserer Kultur bewogen hatte, der ‚Neuen Freien Presse' auf die schmutzigen Hände zu schlagen, die sie schützend über Wiens Naturschätze zu breiten gewagt hat.

Ich hatte damals bloß das dunkle Gefühl, daß die Neue Freie Presse ehedem in der vordersten Reihe jener Preßorgane gekämpft haben müsse, »denen die Waldbestände in Wiens Umgebung ausschließlich vom Standpunkte des Holzwuchers teuer waren«. Um eine Bestätigung uud genauere Daten zu erhalten, wandte ich mich an Joseph Schöffel, dessen Retterwerk Kürnberger geschildert hat. In den »Siegelringen« hatte ich eine Stelle gefunden, in welcher des lähmenden Widerstandes gedacht wurde, den damals die gedungene Presse geleistet hat. Ich zitierte auch, was Kürnberger über die Eignung des Mannes zu solcher Tat schreibt:

Ein unabhängiger Privatmann, Joseph Schöffel, unternahm den publizistischen Kampf gegen diese Korruption. Nach seinen Berufs-Antezedentien Offizier, nicht Schriftsteller, entdeckte seine Feder alle schriftstellerisch-sieghaften und unwiderstehlichen Reize an jener Urquelle, wo sie die Griechen, wo sie der Pamphletisten-Klassiker und Meister unser aller, P. L. Courier, entdeckt haben, in der Stärke und Reinheit des ethischen Charakters. Mit frischem, praktischem Soldatengriff bewältigte er vollständig das weitläufige und größtenteils trockene Realstudium dieses Gegenstandes und behandelte es dann mit jener Verve, mit jener kecken Energie jungfräulicher Naivetät, möchte ich sagen, welche der Literatur wahrlich schöner zu Gesichte steht als das routinierte Handwerk des Brotdienstes.

Und als Schöffel im Jahre 1905 seine

881—	900	681—	700	481—
861—	880	661—	680	461—
841—	860	641—	660	441—
821—	840	621—	640	421—
801—	820	601—	620	401—
981—	000	781—	800	581—
961—	980	761—	780	561—
941—	960	741—	760	541—
921—	940	721—	740	521—
901—	920	701—	720	501—

»Erinnerungen« herausgab, schrieb er zum Schlusse des Kapitels »Vom Wienerwald«:

Die ‚Neue Freie Presse', die einst treue Gefährtin und Schildträgerin des Staatsgüterverschleiß-Konsortiums, welches den Wienerwald devastieren und verschachern wollte, brachte im Mai 1901, also zu einer Zeit, wo niemandem eine Schädigung des Wienerwaldes, geschweige denn eine Devastation oder eine Verschacherung desselben in den Sinn kam, einen Artikel, in welchem sie mit begeisterten Worten den herrlichen Naturpark, den Wienerwald, dessen Erhaltung in seiner grünen Pracht für uns Wiener eine Lebensfrage ist, beschrieb, und mit dem Stoßseufzer beendete: »Vielleicht gibt es einmal in ruhigeren und friedlicheren Zeiten eine so fortschrittliche und wahrhaft volksfreundliche Majorität im niederösterreichischen Landtage, die ein Gesetz zum Schutze und zur Erhaltung des Wienerwaldes gegen Devastierung und sonstige Schädigung beschließt.«

Diesen Artikel benützte der Schriftsteller Karl Kraus, indem er mit seiner ‚Fackel' der ‚Neuen Freien Presse' ordentlich heimleuchtete.

Er hielt ihr unter anderem die unvergeßlichen Worte, die Ferdinand Kürnberger im dem Vorworte seiner »Siegelringe« über den Kampf um den Wienerwald schrieb, vor Augen, die da lauten:*)

»Diesen Kampf um einen Waldbestand, welcher nur allein schon als Voluptuarium einen auch sanitär unschätzbaren Wert für eine so volkreiche Stadt, wie Wien, repräsentierte, ließ die ganze Wiener Journalistik ihren Ritter St. Georg nicht nur isoliert auskämpfen, sondern sie verbarg nicht immer mit Anstand, daß ihr Herz eigentlich der korrumpierten Gegenpartei angehörte.« Ein Einzelner kämpfte, ein Einzelner siegte. »Der Vertrag mit Hirschl wurde gelöst, die Beraubung des Wiener-

*) Schöffel nahm die nun folgenden Sätze als einheitliches Zitat aus Kürnberger in sein Buch auf, indem er nur am Anfang und zum Schluß Anführungszeichen setzte. Es waren aber, wie man sieht, neben wirklich zitierten Sätzen auch solche, in denen nur der Inhalt Kürnberger'scher Ausführungen mitgeteilt ist. Hier wird deshalb der Passus wieder so gebracht, wie er in der ‚Fackel' stand und nicht wie er im Buche Schöffels steht. Der Satz: »Ein Einzelner kämpfte, ein Einzelner siegte« kommt bei Kürnberger überhaupt nicht vor. Jetzt zitieren mich ahnungslos alle in- und ausländischen Zeitungen, die sich auf Kürnbergers Urteil über Schöffel berufen, und Leser, welche die »Siegelringe« zur Hand nehmen, finden die Stelle nicht. Darum mußte der Unterschied hier festgestellt werden. Die großartige Sachlichkeit Schöffels nahm es mit der Wörtlichkeit nicht genau. Er zitierte in einem Aufsatz Bismarck aus dem Gedächtnis, und als ich den Urtext herstellte, versuchte er im Korrekturabzug seiner Fassung wieder zu ihrem Unrecht zu verhelfen. Sein prächtiger Eigenwille befähigte ihn weniger zum Zitieren als zum Zitiertwerden.

901—	920	701—	720	501—
881—	900	681—	700	481—
861—	880	661—	680	461—
841—	860	641—	660	441—
821—	840	621—	640	421—
801—	820	601—	620	401—
981—	000	781—	800	581—
961—	980	761—	780	561—
941—	960	741—	760	541—
921—	940	721—	740	521—

waldes unterlassen, die Beamten, deren Schuldbarkeit Schöffel nachgewiesen, versetzt und pensioniert.« »Wahrlich, ein unerhörter und zum erstenmale gefeierter Triumph, daß einer so kompakt-solidarischen Macht, wie dem österreichischen Beamtenstaate, ein einzelner Publizist solche Erfolge abzugewinnen vermochte! ‚Die sechste Großmacht' hätte alles Recht gehabt, mit ihrem Ruhm die Welt zu erfüllen; und doch wird der auswärtige Leser wenig oder nichts davon in der Wiener Presse gefunden haben.« Anderwärts ward dies moralische Ereignis besser gewürdigt. Die Waldgemeinde Purkersdorf hat dem Manne, der von einundzwanzig Wienerwald-Gemeinden die Gefahr der Devastation abgewendet hat, ein Denkmal errichtet, der Markt Mödling erwählte ihn zu seinem Bürgermeister, und ein niederösterreichischer Landwahlbezirk votierte ihm mit großer Stimmenmehrheit das Mandat für den Reichsrat »und zwar gegen den bisherigen Vertreter desselben Bezirkes, welchen überdies ein sich selbst als Weltblatt überschätzendes Wiener Journal mit dem Aufgebot seines ganzen Einflusses durchzusetzen unternommen.« »Es war der schönste Abschluß dieses ganzen Dramas, wie das mündige Volk, zuwider den angeblichen Machern der öffentlichen Meinung, seine Meinung sich selbst, auf eigenen, unabhängigen Wegen und mit ausgesprochenstem Nachdruck zu machen verstand.«

Zweifellos werden nach meinem Tode, wenn mein Mund verstummt und mein Arm erlahmt ist, noch mancherlei Märchen von sensationslüsternen Lügenseelen über den einstigen Kampf um den Wienerwald erfunden und gesponnen werden! Das läßt sich nicht ändern!

Ich wünsche nur, daß, wenn der Wienerwald, was nicht unmöglich ist, wieder einmal von einem Spekulationskonsortium bedroht werden sollte, sich zur rechten Zeit ein Mann finde, der denselben mit Erfolg verteidigt!

Als Rüstkammer mögen ihm diese Zeilen dienen, die ich nur zu diesem Zwecke niedergeschrieben habe!

»Man muß diese Dinge kennen, um zu verstehen, daß in dieser liebenswürdigsten Stadt der Welt eine antijournalistische und antisemitische Bewegung enstehen und siegen konnte.« Eine unverdächtige Zeugin riefs nach dem Tode Schöffels, die ‚Frankfurter Zeitung'. Es war selbst ihr nicht entgangen:

»Aus den knappen Nachrufen der maßgebenden Wiener Presse ist noch zu erkennen, daß sie ihm seinen Sieg nicht verziehen hat, obgleich heute überhaupt niemand mehr begreifen kann, daß je ein Österreicher es wagen konnte, Hand an das Juwel des Landes, den Wiener Wald, zu legen. Schöffel hätte auch darüber nur verächtlich gelächelt. Er hielt es mit Börne: ‚In dieser verpesteten und verbuhlten Welt muß ein ehrlicher Mann sich die Hände in Essig waschen . . .'«

921—	940	721—	740	521—
901—	920	701—	720	501—
881—	900	681—	700	481—
861—	880	661—	680	461—
841—	860	641—	660	441—
821—	840	621—	640	421—
801—	820	601—	620	401—
981—	000	781—	800	581—
961—	980	761—	780	561—
941—	960	741—	760	541—

Das Neue Wiener Tagblatt aber hat dem außerordentlichen Manne Leitartikelehren widerfahren lassen. Denn es glaubte, an ihnen selbst Anteil zu haben. Schöffel hat die ersten Axthiebe gegen die Verwüster des Wienerwaldes im Neuen Wiener Tagblatt geführt, das damals von jenem Moriz Szeps geleitet wurde, der seine Eignung zu antikorruptionistischen Taten bekanntlich oft noch bewiesen hat.

»In der Geschichte des ‚Neuen Wiener Tagblatts' füllt diese katilinarische Verschwörung, aufgedeckt durch eine Zeitung und ihren rastlosen, mannhaften Mitarbeiter, ein stolzes Blatt; denn der ganze Feldzug wurde ausschließlich in unserm Blatte durchgeführt und endete mit dem beispiellosen Triumph Schöffels über seine gefährlichen Widersacher.«

Und das Neue Wiener Tagblatt zitiert aus Schöffels Memoiren:

Ich ließ dem ersten (am 20. April 1870 erschienenen) Artikel jede Woche zweimal einen von mir mit vollem Namen gezeichneten Aufsatz folgen, in welchem ich die Maßregeln der obersten Forstverwaltung rücksichtslos kritisierte und auf die verhängnisvollen Folgen hinwies, welche die allgemeine Entwaldung und speziell die des Wiener Waldes auf das Klima, die Fruchtbarkeit und die Gesundheitsverhältnisse der Stadt und des Landes nach sich ziehen müsse.

Aber die folgenden Stellen zitiert das Neue Wiener Tagblatt nicht:

Um einesteils die Erforschung der Wahrheit zu erleichtern, denn ich war damals wirklich so naiv, zu glauben, daß es der Regierung durch Einleitung der gerichtlichen Untersuchung nur um Konstatierung der Wahrheit und des Tatbestandes zu tun sei, veröffentlichte ich während der Dauer der Untersuchung vierzehn Artikel unter dem Titel: »Die Verwaltungsgeschichte des Wienerwaldes«, welche die mir zur Disposition gestellten gravierendsten Aktenstücke und Korrespondenzen enthielten.

Das ‚Tagblatt' brachte aber diese Artikel nicht mehr wie üblich, an zweiter Stelle, sondern in der Beilage! Als ich mich darüber beschwerte, erwiderte man mir, daß das Interesse für die Sache, die sich schon zwei Jahre hinschleppe, erloschen sei.

Ein gewisser Herr H . . . . ., welcher die Rolle eines Vermittlers zwischen drn Journalen und der Regierung spielte, sowie die den Journalen seitens der Banken und Aktiengesellschaften zu zahlenden Abfindungssummen und Schweiggelder vermittelte, trat an mich mit der Aufforderung heran, die Aktion in der

941—	960	741—	760	541—	
921—	940	721—	740	521—	
901—	920	701—	720	501—	
881—	900	681—	700	481—	
861—	880	661—	680	461—	
841—	860	641—	660	441—	
821—	840	621—	640	421—	
801—	820	601—	620	401—	
981—	000	781—	800	581—	
961—	980	761—	780	561—	

Wienerwaldangelegenheit einzustellen. »Sie haben erreicht, was Sie erreichen wollten,« apostrophierte mich der Herr. »Der Verkauf des Wienerwaldes, sowie die Holzlieferungs- und Holzabstockungsverträge sind sistiert. Jede Gefahr für den Bestand des Wienerwaldes ist beseitigt! Machen Sie nun ein Ende! Ich bin bevollmächtigt, Ihnen gegen Ausfolgung einer von Ihnen unterzeichneten Verpflichtung, daß Sie nichts mehr in dieser Sache unternehmen und nichts mehr in den öffentlichen Blättern über dieselbe schreiben wollen, 50.000 Guldem im baren auszuzahlen!«

Ich erwiderte dem Herrn, daß er sich in der Person, der er den Antrag stellte, geirrt habe, und ich den Antrag nur deshalb nicht als eine Ehrenbeleidigung ansehe, weil er von ihm und seinen Auftraggebern ausgegangen sei, drehte ihm den Rücken und verließ die Redaktion . . . .

Nach der versuchten Bestechung und des seitens des ‚Tagblattes' in der letzten Zeit bewiesenen Unwillens, meine Artikel in der Wienerwaldfrage im Blatte, wie abgemacht war, an entsprechender Stelle abzudrucken, sah ich mich genötigt, ein anderes Blatt für meine schriftstellerische Tätigkeit zu suchen.

Ich wandte mich nun an das damals zum Zwecke der Bekämpfung des wirtschaftlichen Schwindels und der in allen Gesellschaftsschichten herrschenden Korruption mit schweren Geldopfern neu gegründete Journal ‚Deutsche Zeitung' . . .

Aus einem Gespräch mit Schöffel teilte ich in Nr. 113 der ‚Fackel', also schon im Jahre 1902, die Feststellung mit, wie weit Herr Szeps und das Tagblatt an der Rettung des Wienerwaldes beteiligt waren:

. . . Wir unterhielten uns über jene Zeit, und Schöffel erzählte, daß seine Aufsätze lange Zeit hindurch an der sichtbarsten Stelle des Neuen Wiener Tagblatts erschienen waren, bis eines Tages ein Unterhändler aus dem Korruptionslager bei ihm anklopfte und ihm 50.000 Gulden für die Unterlassung weiterer Angriffe bot, deren wesentlicher Zweck, die Annullierung des Gesetzes über den Staatsgüterverschleiß, ja ohnedies schon erreicht sei. Vor dem Hinauswurf hatte dieser Mensch, ein gewisser Herzka, noch Zeit, von dem bereits eingeholten Einverständnis des Herausgebers Mitteilung zu machen . . . Seinen nächsten Aufsatz fand Schöffel in einer kaum beachteten Beilage des Neuen Wiener Tagblatts abgedruckt, das Nichterscheinen der folgenden wollte er nicht abwarten und wählte seinen Enthüllungen ein anderes Organ . . .

Die ‚Deutsche Zeitung' aber hat sich noch nach Jahrzehnten für die Mitarbeit Kürnbergers durch Verleumdungen dankbar erwiesen.

961— 980 761— 780 561—

941— 960 741— 760 541—

921— 940 721— 740 521—

901— 920 701— 720 501—

881— 900 681— 700 481—

861— 880 661— 680 461—

841— 860 641— 660 441—

821— 840 621— 640 421—

801— 820 601— 620 401—

981— 000 781— 800 581—

Die ‚Arbeiterzeitung' bemüht sich, den Respekt vor der Persönlichkeit mit den sozialdemokratischen Geboten in Einklang zu bringen. Der Einzelne könne es nicht »zu einer Tätigkeit ins Große und Ganze bringen, wenn sein praktisches Handeln nicht auf der gesicherten theoretischen Einsicht über den Verlauf der Weltdinge aufgebaut ist«. Die Einsicht über den Verlauf der Weltdinge kommt mit dem Eintritt in die sozialdemokratische Partei. Diese Einsicht, die in die Breite der Dinge geht, verkündet, der Einzelne könne zwar Erfolge erzielen: »aber er stirbt, ohne daß die nachhaltige Wirkung seiner Persönlichkeit bleibt«. Daß Persönlichkeit nachhaltige Wirkung bedeutet und Partei nur den Einzelerfolg, das hat im Sozialgehirn nicht Platz. Schöffel habe, meint es im Übrigen, sich voll Verbitterung vom öffentlichen Leben abgewendet:

»Wie er sich zu der weiteren Entwicklung der Dinge in Österreich gestellt hat, ist bisher nicht bekannt geworden. Es ist zu vermuten, daß er völlig auf den Standpunkt eines haltlosen Zweifels gekommen ist, wenngleich Äußerungen von ihm kolportiert worden sind, nach denen er die Erfolge der sozialdemokratischen Partei lebhaft begrüßt habe. Aber wenn dies wahr ist, so hat er in ihr eben nur die Kämpferin gegen die Korruption gesehen . . . «

Ich möchte die ‚Arbeiterzeitung' darüber beruhigen. Die Kämpferin gegen die Korruption hat er in der sozialdemokratischen Partei nicht sehen können, wiewohl er sich bis ins höchste Alter ein gutes Auge bewahrt hat. Oder eben deshalb. Äußerungen, nach denen er die Erfolge dieser Partei lebhaft begrüßt hätte, habe ich nie aus seinem Munde gehört. Der haltlose Zweifel scheint auch hierin sein fester Standpunkt gewesen zu sein. Und »wie er sich zu der weiteren Entwicklung der Dinge in Österreich gestellt hat«, ist bloß deshalb nicht bekannt geworden, weil es noch immer Journalisten und Politiker gibt, die nicht zugeben wollen, daß sie die ‚Fackel' lesen. Er hat es in der ‚Fackel' ausgesprochen, daß ihm eine weitere Entwicklung der Dinge in

981—	000	781—	800	581—
961—	980	761—	780	561—
941—	960	741—	760	541—
921—	940	721—	740	521—
901—	920	701—	720	501—
881—	900	681—	700	481—
861—	880	661—	680	461—
841—	860	641—	660	441—
821—	840	621—	640	421—
801—	820	601—	620	401—

Österreich — vom Verlauf der Weltdinge verstand er nichts — nur gegen den Parlamentarismus denkbar sei. Undeutlich klangs ja gerade nicht:

Nach einer dreißigjährigen Tätigkeit im parlamentarischen Leben, nach einem ebenso langen Wirken in der autonomen Verwaltung habe ich mich entschlossen, in den Lügennebel, in dem wir leben, hineinzuleuchten, um dem Volke die Gemeingefährlichkeit des parlamentarischen Regimes, das in einem Abgrund der Entartung versunken ist, vor Augen zu führen und zugleich zu beweisen, daß die so sehr gepriesene autonome Verwaltung nichts ist, als eine Fiktion.

Die Mitarbeit Joseph Schöffels an der ‚Fackel' fällt in die Jahre 1901 bis 1905. In diesem Jahr erfolgte die Herausgabe seiner Memoiren. Seit damals hat Schöffel — außer einer Abfertigung, die ein halbes Jahr später in der ‚Fackel' erschien — nichts mehr geschrieben. Die in der ‚Fackel' veröffentlichten Beiträge sind die folgenden:

Brief über den Wiener Wald und die Neue Freie Presse (Nr. 81), Brief gegen die ‚Deutsche Zeitung' (Nr. 112), Der Parlamentarismus (Nr. 116 und 117), Die Autonomie (Nr. 120), Immunität und Inkompatibilität (Nr. 125), Orakelsprüche (Nr. 126), Offener Brief an Herrn Landtagsabgeordneten Pater Bauchinger (Nr. 170), Eine Schmutzerei (Nr. 179), Meine Tätigkeit im Landesausschuß (Nr. 180/81), Mödlings älteste Urkunde? (Nr. 183/84), Meine Antwort (Nr. 189).

Der Aufsatz in Nr. 179, in dem er sich der pensionierten Offiziere annahm, bewog das Reichskriegsministerium zu einem Erlaß, durch den Schöffels Forderung erfüllt wurde. (Siehe Nr. 182). Der andere Erlaß war annulliert. Schöffel hatte einfach gesagt:

. . . und ich bin vollkommen überzeugt, daß Se. Majestät, unser alter ritterlicher Kaiser, die an seinen alten Offizieren versuchte Schmutzerei nicht dulden wird!

In so gerader Linie, die in der Schauspielkunst etwa Baumeister zeichnet, fuhr seine Sprachkraft jenen Geistlichen an, der ihn im Landtag insultiert hatte:

Entweder hat also der Teufel, der von Ihrem Herzen Besitz genommen hat, Ihnen derartige Schandmärchen zugeflüstert, oder Sie haben

801—	820	601—	620	401—
981—	000	781—	800	581—
961—	980	761—	780	561—
941—	960	741—	760	541—
921—	940	721—	740	521—
901—	920	701—	720	501—
881—	900	681—	700	481—
861—	880	661—	680	461—
841—	860	641—	660	441—
821—	840	621—	640	421—

Ihre Informationen von dem Gezücht eingeholt, das ich soeben beschrieben. Es muß selbst Ihren Parteigenossen im Landtag vor Ihren Expektorationen gegraust haben . . . .

Ich wollte Sie anfangs, in meiner Eigenschaft als Kurator des Waisenhauses, wegen der frivolen Beschimpfung der Anstalt und der mir anvertrauten Waisen gerichtlich belangen. Ich unterlasse es; denn Sie sind immun, daher wie jedes Kind, wie jeder Idiot für das, was Sie sprechen, nicht verantwortlich!

Der Frost des Alters hat mein Temperament nicht abgekühlt, meinen Geist nicht getrübt, ich bin nicht immun und deshalb für das, was ich schreibe und spreche, verantwortlich!

Seinen Aufsatz: »Meine Tätigkeit im Landesausschuß« schließt er mit den Worten:

Ich hatte es satt, diesen Produktionen politischer Akrobaten auf dem Galgentrapez, welche ich dreißig Jahre lang mit ansehen mußte, länger zuzusehen.

Mich ekelte!

Ich nahm kein Mandat mehr an, legte alle Ehrenämter nieder und zog mich ins Privatleben zurück! Ich lebe nun ruhig und zufrieden in der Hoffnung, daß eine neue Sündflut die zum Himmel stinkende Kloake der Korruption auf allen Gebieten der menschlichen Gesellschaft hinwegschwemmen wird, was nicht ausbleiben kann!

Von dem Interesse, das er der ‚Fackel' bis in die letzte Zeit bewahrte, habe ich die liebenswürdigsten Beweise, und was ich aus der Welt der moralischen und kriminalistischen Infamie griff, beschäftigte ihn so stark wie meine Preßkämpfe. In der Zeit, da er mit den Memoiren beschäftigt war, schickte er mir mit dem Offenen Brief in Nr. 170 die folgenden Worte:

Das, was Sie wünschen, kann ich Ihnen leider nicht senden. Ich arbeite oft Tage und Wochen lang, wenn ich von übler Laune und Ekel über die herrschenden Verhältnisse befallen werde, nichts. Ob und wann die Arbeit fertig wird, weiß Gott! Vielleicht fliegt sie früher in den Ofen. Dafür hat mir der Zufall gleichzeitig mit Ihrem Schreiben ein stenographisches Protokoll der Landtagssitzung vom 3. November ins Haus geweht, in welcher sich P. Bauchinger über Armenpflege und über das Hyrtl'sche Waisenhaus ausgelassen hat. Ich benütze nun die Gelegenheit, um Ihnen diese Epistel zu senden . . . In der moralisch pestgeschwängerten Sumpfluft, in der wir leben, wirken Ihre Publikationen in der ‚Fackel' wahrhaft erfrischend. Sie erinnern mich lebhaft an Kürnberger! Machen Sie sich einmal über die politischen Räuberbanden und ihre Häuptlinge her. Wenn jemand heute imstande ist, diese Filbustier zu geißeln, sind Sie es!

821—	840	621—	640	421—
801—	820	601—	620	401—
981—	000	781—	800	581—
961—	980	761—	780	561—
941—	960	741—	760	541—
921—	940	721—	740	521—
901—	920	701—	720	501—
881—	900	681—	700	481—
861—	880	661—	680	461—
841—	860	641—	660	441—

Ein halbes Jahr vor seinem Tode schrieb seinem Werk Robert Scheu in der ‚Fackel' den Nachruf, der mit den Worten schloß:

Er steht in der Geschichte als Einer, der stark und beherzt war und sich in den Strudel gestürzt hat, wo er am wildesten brauste; dessen Werke heute noch grünen, und der zurückgekommen ist als ein Unbefleckter. Wohl dem, der ihn nennen darf, ohne zu erröten!

Weh den vielen, die ihn zu nennen wagen, weil sie nicht mehr erröten können!

»Wehe der Nachkommenschaft, die ihn verkennt!«

841—	860	641—	660	441—
821—	840	621—	640	421—
801—	820	601—	620	401—
981—	000	781—	800	581—
961—	980	761—	780	561—
941—	960	741—	760	541—
921—	940	721—	740	521—
901—	920	701—	720	501—
881—	900	681—	700	481—
861—	880	661—	680	461—

das ‚Neue Wiener Tagblatt' vor dem Strafgericht zu belangen, da es offenbar durch Veröffentlichung des Inserates die betrügerische Schädigung mitverschuldet hat.

* * *

Eine Zugsverspätung

Ein Techniker schildert mir, wie seit einer Reihe von Jahren Gemeindevertretungen fast aller Städte an der Bahnlinie Wien—Triest, gewerbliche und sonstige Vereinigungen aller Art, unzählige Privat- und Pressstimmen in der Provinz, Reichsrath und Landtage, namentlich der steiermärkische, die k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft bestürmten, sie möge in Anbetracht des anwachsenden Verkehres endlich einen dritten Eilzug zwischen Wien und Triest in Curs setzen. Es war alles vergebens. Die Fahrgäste mochten sich nur weiter in dem immer überfüllten Nachteilzug herumquetschen, der Zug selbst stets unsinnig überlastet werden und somit die endlosen Verspätungen zur Permanenz gedeihen — der neue Zug wurde nicht eingeführt. Doch halt! Im Laufe des letzten Winters verkündeten die diversen papierenen Sprachrohre des Herrn Chlumecky der aufhorchenden Welt, dass die Einführung des neuen Zuges für den heurigen Sommer geplant sei, »bis die neuen Locomotiven und Wagen für diesen Zug abgeliefert sein würden«. Fachleute mochten wohl verwundert den Kopf schütteln, dass ein Verkehrsunternehmen von der Größe der Südbahn für einen einzigen neuen Zug so viel neues Rollmaterial brauche .... Im Monat Mai waren die neuen Schnellzuglocomotiven pünktlich abgeliefert; es kam der 1. Juni und mit ihm die Sommerfahrordnung — aber nicht der neue Zug. Wohl waren in den Fahrplanplacaten für aufzuklebende Texturstreifen Felder entsprechend freigelassen, und die Zeitungen wollten wissen, dass die Einführung des dritten Schnellzuges nach Triest für den 1. Juli in Aussicht genommen sei. Und auch dieser Tag kam, der neue Zug aber nicht. Und August und September kamen ins Land und der Sommer schwand — vom neuen Zug hörte man nichts mehr. Am 1. October trat die Winterfahrordnung in Kraft, und siehe: Der heiß ersehnte neue Schnellzug war — mit einer mehrmonatlichen Verspätung — endlich da! Freilich nur auf dem Papier. Groß und breit prangen seine Verkehrszeiten in den Fahrplänen, jedoch

mit einer kleinen Anmerkung: »Der Einführungstermin wird später bekanntgegeben werden«. Zwei Monate sind seither verflossen, aber die verehrliche Südbahndirection macht noch immer nicht Miene, »den Einführungstermin bekanntzugeben.« Vielleicht ist's besser so. Die Südbahngesellschaft hat einsehen gelernt, dass es besser ist, Katastrophen thunlichst zu vermeiden, und indem sie seine Einführung so lange hinausschiebt, scheint sie der Welt ein vernehmliches »Achtung vor dem Zug!« zurufen zu wollen.

* * *

(Ernennung.) Polizeiobercommissär Stukart ist von der ‚Neuen Freien Presse' zum Polizeirath ernannt worden. Die Beförderung erfolgte in der Nummer vom 5. December, in der Herr Stukart wieder einmal als u. A. anwesend erschien, und wird in maßgebenden Kreisen mit den Unbilden in Zusammenhang gebracht, denen der Polizeiobercommissär Stukart seitens der ‚Fackel' in der letzten Zeit ausgesetzt war.

EIN WIENER.

Der volksthümlichste Schauspieler. ~~Typus des Wienerthums.~~ ~~Bodenständigkeit~~. Verkörperung alles dessen, was für die Leute an der schönen blauen Donau typisch ist, u. s. w., u. s. w. Es war alles richtig, was über ihn in diesen Tagen geschrieben wurde. Nur, wer sich das Betreten von Gemeinplätzen bei Strafe untersagt hat, schwieg oder wartete, bis die Schar der Muss-Feuilletonisten und vordringlichen Gratulanten sich verzogen hatte. Wenn Girardi wirklich ~~— ich liebe ihn und glaube es von Herzen~~ — der ~~Exponent wienerischen~~ Volksthumes ist, muss er nicht, da dieses Volksthum, seiner selbst bewusst, sich

so entschieden gegen seine Schmarotzer aufzulehnen begann, durch all den Rausch eines Jubeltages sich die gesunde Empfindung des Ekels bewahrt haben? Hat er nicht, wenn er am Abend das Chaos von eingelaufenen Visitkarten und Geschenken, Telegrammen und Feuilletons übersah, sich gefragt, ob das Verhältnis der Spender und Sender zu seinem Wesen und Wirken ein natürliches sei? Ja, waren denn das »die Wiener«, die sich an diesem und früheren Ehrentagen, die sich seit Jahren um ihn gruppierten, die ihn nicht mehr loslassen wollen, die sich brüsten, ihn entdeckt und ihn gemacht zu haben? Sie hatten alle mit der ihnen eigenen Geschicklichkeit das zum Anlass passende Wort gefunden: dass er ein Volksthümlicher ein Bodenständiger sei, er selbst vermag es nicht zu leugnen. Aber warum sagen es seit Jahr und Tag immer nur diese, immer die gleichen? Waren das heute nicht dieselben Gesichter, die hinter dem Sarge Johann Strauß' zu sehen waren? Eine Gesellschaft von Premierenbesuchern gab dem anderen »großen Wiener« das letzte Geleite. Jobber und Ruhmesparasiten, Buchmacher und Buchbinder, Reporter und die Leute, die ihm bei Lebzeiten, da er sich nicht mehr wehren konnte, ihre Werke aufgedrängt haben. Dieselben Werke, in denen sie ihn, Girardi, so oft zu spielen zwangen, nach Tantièmen gierig und nicht zufrieden mit dem Reinertrag der Vorstellung, der immer wieder in ihre Tasche floß... Und das Volk? Wo trauerte es damals? Wo jubelte es heute? Es trauert, seit es seine Stadt den Zwischenträgern der Cultur preisgab, im Stillen .... Und Girardi betrachtete noch einmal das »prachtvolle Blumenarrangement«, das Herr Russo gesendet hatte, das silberne Tintenzeug des Herrn v. Königswarter mit der sinnigen Widmung am Rande »Sie mögen nie in der Tinte sitzen«, gedachte der Deputation des geistigen Wien, die ihm zuvor eine Adresse überreicht hatte. Da standen die Worte: »Du bist ein Kind des Volkes«, und unterzeichnet waren J. Bauer und Landes-

berg, Spiegl und Weinberger, Singer und Moriz Szeps. Er überflog noch rasch das ‚Extrablatt', das heute behaupten durfte, es sei »seit vielen Jahren als treuer Berather dem Künstler zur Seite gestanden und ein Herold seines Ruhmes gewesen«. Und von dem Lärm des Tages müde, nahm er sich vor, das Fest, das Wien mit ihm gefeiert, bei Siegfried Löwy zu beschließen.

Es ließe sich leicht ausrechnen, dass Nestroys »Lumpacivagabundus« der »Concordia« schon hundertmal mehr eingetragen hat, als dem Verfasser. Der ehrenwerte Präsident jener Körperschaft schrotet nun schon fünfundzwanzig Jahre die Altwiener Posse aus. Sonnenthal, Lewinsky und andere Burgschauspieler, Herren und Damen mussten im Laufe der Jahre als Knieriem, Zwirn und Leim herhalten. Nun, da zum Girardi-Jubiläum bloß drei wirkliche Komiker in den Besitz der Rollen gelangen sollten, ward ausposaunt, dass zur Erhöhung des Glanzes die in der Vorstellung beschäftigten Herren »kleine Knopflochsträußchen«, die Damen »Brustbouquets« tragen werden. Und Wien, mit dem die Herren noch immer ihre schmutzige Rechnung machen können, heulte vor Begeisterung.

*

Soll die Herrschaft einer Clique untergraben werden, so steht schon erbschleicherisch eine andere Clique bereit. Die »Concordia« erpresst seit Jahrzehnten den Reinertrag von Vorstellungen, und die Theaterdirectionen müssen zahlen, ob sie wollen oder nicht. So konnte es niemanden wundern, dass auch Girardi, den sie nun einmal mit Haut und Haaren besitzen möchten, für die Cassa der Zeitungsleute jubilieren musste. Wie müsste sich nun ein organisierter Widerstand gegen solches Treiben bethätigen? Was sagt die antisemitische Presse dazu? Sie kündigt an, dass Girardi ein zweitesmal zu Gunsten des antisemitischen Literaturvereines jubilieren werde. Die »Concordia« greift in die Theatercasse, und die deutschösterreichische Schriftstellergenossenschaft geht hin und thuet desgleichen ....

*

Da ihre Bänkel, die er jahrelang und bei allen Gelegenheiten singen musste, ihre Zugkraft einzubüßen begannen, verlangten sie

kleine Arbeit, neben dem Uebel auch noch das verirrte Vorurtheil derer zu bekämpfen, die gegen das Uebel geschützt werden sollen. So ist denn vielleicht, wo Feuer und Pestilenz das ihre thun müßten, die Feder, die Federsünden rächen will, eine untaugliche, von vornherein discreditierte Waffe, ~~und ich zöge selbst die Methode vor, die Heilsbotschaft: Glaubet nicht, was gedruckt steht! in mündlicher Rede zu verkünden.~~ Was bedeutet ein Jahr der ‚Fackel' neben dem Versuch, im Rampenlicht dem Volk die Verheerungen am künstlerischen und materiellen Besitzstande zu zeigen, die das Walten der Journaille verübt, in selbst oberflächlichster Carikierung die Individuen aufmarschieren zu lassen, die mit Hilfe des bethörenden Wörtchens »Wir« die Geister gängeln!

Darum ist das Unternehmen, zu dem sich zufällig ein schwächlicher Dramatiker und ein planloser Director einigten, nicht hoch genug zu preisen, trotz allen Halbheiten, die dem Werke anhaften, trotz der feigen Vorsicht, mit der es den Pressgewaltigen vor und nach der Aufführung mundgerecht gemacht wurde.

Jedem Angriff wissen die Herren durch den stereotypen Einwurf, sie seien doch um Himmelswillen »gar nicht so mächtig«, beizukommen; um Hieben zu entgehen, ducken sie sich so tief wie möglich. Der Burgtheaterkritiker jener ‚Neuen Freien Presse', deren Musikverweser allen Großen, ~~den Wagner, Bruckner und Hugo Wolf~~ das Leben zu vergällen imstande war, während er jeder gefälligen Impotenz in den Ruhmessattel half, stellt sich, als wisse er von nichts, und gibt dem Helden der Ernst'schen »Gerechtigkeit« die gleisnerische Tröstung, daß »die Kritik überhaupt einen Künstler weder schaffen noch vernichten kann; will ein Künstler die Kritik widerlegen, so schaffe er ein Meisterwerk«. Sie sind ja gar nicht so mächtig! Man überschätzt ihren Einfluß! Sie geben sogar zu, daß der »Ruhm der Künstler sie lang überleben wird«, und leugnen ohneweiters, daß es der Kritik möglich sei, »aus

einem armseligen Zeitungsschreiber einen Dichter zu machen, man mag ihn materiell fördern, wie man will«. ~~Ihr lieben Leute,~~ kein Bekämpfer der Zeitungsmaffia, ~~schrieb ich, als gegen Herrn Madjera's Versuch der gleiche Einwand erhoben ward,~~ behauptet, daß die ~~öffentlich Meinenden~~ von dem wirklichen Genie auch die Anerkennung der Nachwelt fernhalten können, ~~aber~~ das Leben können sie ihm sauer machen und es schlau so einrichten, daß erst nach constatiertem Hungertod die Tage des ‚Ruhmes' anbrechen. Und die unter ihren sorgenden Händen gedeihende Talentlosigkeit mag die materiellen Erfolge, die sie einheimsen darf, mit Recht aller Aussicht auf posthume Anerkennung vorziehen. Seht Ihr sie nicht die Könner entmuthigen und die schwellenden Saaten des Kunstackers zerstampfen, auf daß nie wieder ein Hälmchen sich hervorwage? ~~Aber~~ Herr Otto Ernst hat ja leider das Seinige dazu gethan, daß die Gefahren der Presse auf die Bereitung flüchtigen Aergernisses reduciert erscheinen, über das die Anerkennung des Publicums rechtzeitig hinüberhilft. Die Helden der ~~Herren Madjera und Ernst~~ haben sich mit einem banalen »per aspera ad astra« unbesieglich gewappnet, und dem einen steht das Heil königlicher Gnade mit Lorbeerkranz und Audienzbefehl in den Sternen geschrieben, dem andern der stürmische Beifall des Publicums, den er schon nach kurzen Pressfährlichkeiten erntet. Es braucht ihnen nicht einmal die mit dem Hungertuch verhängte Perspective der »Nachwelt« eröffnet zu werden, sie ringen schon bei Lebzeiten ihre Pressfeinde nieder und lassen sich zu einem versöhnlichen Actschluss herbei, mit Heirat und Theatererfolg, mit der Aussicht auf Tantièmen- und Kindersegen. So pflegen, ~~schrieb ich,~~ wenn der gegen eine Welt voll Tücke vertheidigte Idealist nicht zufällig Major Lauff heißt, diese Dramen im Leben nicht zu enden. Der Conflict zwischen freier künstlerischer Persönlichkeit und der kleinlichen Niedertracht un-

sichtbarer Zwingherren, die dem Unbotmäßigen den Brotkorb höher hängen, ist ein tragischer. Seine Furchtbarkeit hat Herr Otto Ernst — auch das sei ihm gedankt — in Chargen, Wendungen und Milieuzeichnung ahnen lassen. Aber das moderne Journalistendrama endet letal. Der verschüchterten Lebensführung eines Anton Bruckner und der üppigen Berühmtheit eines Herrn Ziehrer gegenüber ist es einfach der heuchlerischeste Hohn, von Ueberschätzung des Einflusses der Tagespresse zu sprechen. Ja, soll er denn auch noch die Genugthuungen, die irdischem Darben posthume Ehrfurcht bereitet, zerstören, soll er die Popularität von Schwindelgrößen auch den Spätergebornen suggerieren können? Herr Otto Ernst überschätzt die Pressmacht sicherlich nicht, wenn er die von ihr bewirkten Schäden so flink reparieren lässt. Aber überschätzte sie Richard Wagner, da er in seinem Aufsatz »Wollen wir hoffen?«*) mit dem wunderbaren Pathos des Sehers auf die Stelle wies, wo einst dem socialen Körper die brennendste Zeitwunde aufbrechen werde?

(Die Natur will, sieht aber nicht. Hätte sie voraussehen können, (wie dies Schopenhauer so anschaulich als Beispiel vorführt), daß der Mensch einmal künstlich Feuer und Licht hervorbringen würde, so hätte sie den armen Insecten und sonstigen Animalien, welche in unser Licht sich stürzen und verbrennen, einen sichern Instinct gegen diese Gefahr verliehen. Als sie dem Deutschen seine besonderen Anlagen, und hierdurch seine Bestimmung, einbildete, konnte sie nicht voraussehen, daß einmal das Zeitungslesen erfunden würde. Im Uebermaß ihrer Zuneigung gab sie ihm aber soviel Erfindungssinn, daß er selbst sein Unglück sich durch die Erfindung der Buchdruckerkunst bereitete. Künstliches Feuer, wie künstlicher Buchdruck, sind an und für sich nicht unwohlthätig; nur den Deutschen sollte wenigstens der letztere in zunehmende Verwirrung bringen. — — — Welcher unserer großen Dichter und Weisen hat nicht mit

*) »Gesammelte Schriften und Dichtungen«, Band X, S. 132 ff.

zunehmender Beängstigung die durch das Zeitungslesen stets abnehmende Urtheilsfähigkeit des deutschen Publicums empfunden und beklagt? Heut'zu Tage ist es nun aber bereits so weit gediehen, daß unsere Staatenlenker weniger die Meinungen der durch allgemeines Stimmrecht gewählten Volksvertreter, als vielmehr die Auslassungen der Zeitungsschreiber beachten und fürchten. Man muß dies endlich begreifen, so verwunderlich es auch ist, daß gerade für den Aufkauf der Presse, wenn sie denn einmal so furchtbar ist, die Regierungen nicht das nöthige Geld auftreiben können; denn zu kaufen ist doch endlich Alles. Nur scheint allerdings unsere heutige Presse auf allem Gelde der Nation selbst zu sitzen. In einem gewissen Sinne könnte man sagen, die Nation lebt von dem, was die Presse ihr zukommen lässt. Daß sie geistig von der Presse lebt, muß für unleugbar gelten: welches dieses geistige Leben ist, ersehen wir aber auch, namentlich an dem ‚erweiterten Gesichtskreise', der in der armseligen Bierstube, wenn die Tische nur tüchtig mit Zeitungen belegt sind, sofort jedem von Tabak verqualmten Auge sich öffnet! Welche sonderbare träumerische Trägheit mag es doch sein, welche den Deutschen unfähig macht, selbst zu erkennen, und ihm dagegen die leidenschaftliche Gewohnheit pflegt, sich um Dinge zu kümmern, die er nicht versteht, eben weil sie ihm fern liegen? Alles, was er nicht kennt, traut er dem Zeitungsschreiber zu wissen zu: dieser belügt ihn täglich, weil er nur will, nicht aber weiß; das ergötzt nun aber den Zeitungsleser wieder; denn auch er nimmt es endlich nicht mehr genau, wenn er nur — Zeitungen lesen kann. — Ich glaube hier das ärgste Gift für unsere geistigen socialen Zustände erkennen zu müssen; auch nehme ich an, daß ein großer Theil meiner Freunde die gleiche Einsicht gewonnen hat. Nur bin ich noch selten, oder fast nie, selbst bei meinen Freunden, auf eine bestimmte Ansicht darüber gestoßen, wie diesem Gifte seine schädliche Kraft zu entziehen sei. Noch ist fast ein jeder der Meinung, ohne die Presse sei nichts zu thun, somit auch nichts gegen die Presse. Es scheint einzig nur mir bisher noch beigekommen zu sein, daß die Presse nicht zu beachten sei, wobei mich das Gefühl davon leitete, welche Genugthuung mir

wohl derjenige Erfolg geben würde, den ich durch die Presse gewinnen dürfte. ~~Mein Nichterfolg in Paris that mir~~ wohl: hätte ein Erfolg mich erfreuen können, wenn ich ihn durch die gleichen ~~Mittel~~ meines durch mich beängstigten, verborgen ~~bleibenden Antagonisten erkauft haben würde?~~ Diese Herren Zeitungsschreiber — die Einzigen, welche in Deutschland ohne ein Examen bestanden zu haben angestellt werden! — leben von unserer Furcht vor ihnen; Unbeachtung, gleichbedeutend mit der Verachtung, ist dagegen ihnen sehr widerwärtig. Vor einigen Jahren hatte ich in Wien einmal dem Sängerpersonale meiner Opern zu sagen, daß ich eine sie betreffende Erklärung ihnen mündlich kund gäbe, nicht aber gedruckt und öffentlich, weil ich die Presse verachte. In den Zeitungen wurde Alles wortgetreu referiert, nur statt: ‚ich verachte die Presse' war zu lesen: ‚ich hasse die Presse.' *) So etwas wie Hass vertragen sie sehr gern, denn ‚natürlich kann nur der die Presse hassen, welcher die Wahrheit fürchtet!' — Aber auch solche geschickte Fälschungen sollten uns nicht davon abhalten, ohne Hass bei unserer Verachtung zu bleiben: mir wenigstens bekommt dies ganz erträglich.«

Herr Max Kalbeck, der aus der soundsovielten schlesischen Dichterschule in den Wiener Recensentenpfuhl verschlagene Idealist, ist anderer Meinung. Wie einem Verirrten redet er Herrn Otto Ernst zu und kann es nicht fassen, daß »er, der Freund des Fortschritts, der Kämpfer für geistige Freiheit«, nicht auch »ein Verfechter jener Institution ist, der die Völker die schnellste Verbreitung ihrer Cultur zu verdanken haben«. Solches schrieb Herr Max ~~Kalbeck~~ im ‚Neuen Wiener Tagblatt' und ahnt nicht, daß er Ernst's Typen in handgreiflicher Nähe hätte, wenn er nur einmal auf einen längeren gemüthlichen Plausch in seine Redaction käme. Ich habe neulich an einer Reihe von Auszügen, die ich für sich selbst sprechen ließ, die scurrile Weltfremdheit dieser Wiener Feuilletonisten geschildert, die in ihren Kritiken der

*) ~~Siehe Nr. 6 der ‚Fackel' Ende Mai 1899.~~

»Gerechtigkeit« ahnungslos die blutigste Verhöhnung ihrer eigenen Blätter verübten: jeden ließ ein teuflischer Zufall just jene Schilderungen und Wendungen citieren, die auf seine engere Collegenschaft am besten passten. Der Feuilletonist des ‚Neuen Wiener Tagblatt' mußte fatalerweise auf den Verleger hinweisen, der um des Geschäftes willen jede Parteifarbe verpönt, jedes Inserat aufnimmt und nur mit dem Ausland polemisiert. Und: »da haben wir«, ruft Herr Kalbeck, »Heinz Schlenkner, den unverfrorenen, zudringlichen Jüngling, der Theaterkritiken aus Dramaturgien zurechtschneidert, überall dabei ist, wo es was zu erschnappen gibt, Unglücksfälle pikant schildert, feile Tänzerinnen, eitle Mimen und reclamebedürftige Sommitäten interviewt und das Blaue vom Himmel herunterlügt, die Zeile für fünf Pfennige«. Sollte es dieses Gewächs in Wiener Redactionen nicht geben oder etwa die Umrechnung der Pfennige in Kronenwährung die Agnoscierung erschweren? Und ist Heinz Schlenkner nicht ein wichtiges Glied jener Institution, der die Völker die schnellste Verbreitung ihrer Cultur zu verdanken haben? Solche Journalisten gibt's ja gar nicht! rufen die Herren Kalbeck, Wittmann und Hevesi, die erst von ihren Redactionen ins Burgtheater gehen mußten, um sie kennen zu lernen. Da ist der Reichsdeutsche Franz Servaes, Kunstrichter der ‚Neuen Freien Presse', ~~der für den Berliner ‚Tag' Wiener Briefe schreibt~~, ein besserer und auch ein indiscreterer Kenner. Ihm bleiben Otto Ernst's Gestalten weit hinter der Wirklichkeit zurück. Er ist enttäuscht; denn er hatte erwartet, der Autor der »Gerechtigkeit« werde »es ihnen ordentlich geben«. »Ja, hätte er es nur gethan!« ruft Herr Servaes ~~am 12. November~~, »Wir vom Bau hätten es ihm recht gern mit Dank und Sympathie quittiert. Denn wir wissen sehr wohl, daß auch in der besten Presse immer noch manches faul und unzulänglich geblieben ist, daß vieles, vieles anders werden muß, und daß an den gegenwärtigen Zuständen, wo man

sie fest ins Auge fasst, sowohl der Satiriker sein Müthchen kühlen wie auch der Tragiker seine Erschütterung finden kann. Ich verzichte darauf, eine humoristisch gefärbte Musterkarte engerer und weiterer Collegen hier aufzutischen .... Es gibt solche Bande — wir wissen es —, wenn sie auch nicht mit solch naivem Cynismus sich zu ihrem Berufe bekennt, wie Otto Ernst aus theaterpraktischen Gründen es uns vormachen will.« Im ‚Neuen Wiener Journal', dessen Geschäftsprincipien wohl die meiste Aehnlichkeit mit denen des Verlegers und Scherenmannes Löhmann aufweisen, wurde ein Herr losgelassen, der unter der Chiffre S. S. »Erinnerungen eines alten Wieners« auftischen und beweisen sollte, daß die Tendenz der »Gerechtigkeit« auch für Wien zuträfe — »wenn ihre Handlung um einige Jahrzehnte zurückverlegt und wenn sie in der Kleidertracht der Vierziger- und Fünfziger-Jahre gespielt würde; denn ja, damals hatte Wien seine ‚Unverantwortlichen' der Zeitungskritik, seine journalistischen Theaterpaschas, von deren geradezu despotischer Willkür die Geschicke der Künstler und Theaterdirectoren abhängen mochten«. Herr Sigmund Schlesinger, Bruder des Max, versteht die Welt nicht mehr! Und S. S., der alte Journalist, dessen Name schon durch seine Anfangsbuchstaben an Verabreichung von Schweiggeld, an Vertuschung von Corruption und Zischeln von Privatlebensaffairen erinnert, ist ein Kenner. Er lässt uns von der Allmacht vormärzlicher Zeitungsstrolche träumen, und wenn wir den Artikel zu Ende gelesen haben, sollen wir erwachend staunen, wie arm wir geworden sind. Nun ja, gewiss sind die Saphir und Bäuerle unerreichte Vorbilder geblieben, und das Erbe ihrer Ruchlosigkeit ward an ein Geschlecht von Dutzenderpressern zersplittert, die in freier Entwicklung des Zeitungswesens wie die Pilze aus dem Boden schossen. Aber es wäre läppisch, zu glauben, daß ein Arsenal von modernsten Revolvern nicht mehr Respect einflößen sollte als zwei alte

Kanonen. Die ganze Zeit, von der Herr Sigmund Schlesinger spricht — seine Betrachtung umfasst eine weite Strecke — war harmlos; es war die gute alte Zeit, in der der Großvater die Großmutter und Herr Max Schlesinger fünf Gulden nahm. Aber die despotische Willkür der Theaterpaschas? Nun, in diesem Punkt war Saphir ein Bäuerle gegen Herrn Bauer. S. S. erzählt, ein Schmierer habe einmal »die Hofschauspielerin Zerline Würzburg in ihrer persönlichen Ehre angetastet«, und deren Bräutigam Louis Gabillon sei dem Kerl auf die Bude gerückt. Dergleichen kommt jetzt nicht mehr vor, und wenn auch im ‚Neuen Wiener Journal' hin und wieder noch Schauspielerinnen in ihrer persönlichen Ehre angetastet werden, so lähmt doch die Furcht der Theaterleute vor den Coulissenplauderern den Willen zur persönlichen Abwehr. »In dem altberühmten Vergnügungsetablissement beim Dommayer und Zögernitz setzte es immer einen gelinden Schreck, wenn die Meldung geschah, der ‚Herr von Bäuerle' werde hinauskommen. Denn da galt es obligat für den Wirt, daß zur Würdigung dieser außerordentlichen Ehre ein ganzer Tisch für den ‚Herrn von Bäuerle' und seine Gesellschaft gerüstet sein mußte. Natürlich nicht ohne die entsprechende Flaschenbatterie — aber natürlich ohne die entsprechende Rechnung.« Auch das gibt's jetzt selbstverständlich nicht mehr. Maxl's Bruder muß es wissen. Es gibt zwar noch gemüthliche Wiener Redacteure, aber die ziehen das Freiquartier im Kahlenberghôtel, das Gratisbeziehen von Rothberger'schen Kleidern für sich und die Ihren jedem andern Vergnügen vor, und statt daß sie zu Dommayer und Zögernitz »hinauskommen«, lassen sie sich von sämmtlichen Gastwirten des neunten Bezirkes »ins Haus liefern«.

Mit einem Wort: Zustände, wie sie Herr Otto Ernst schildert, gibt's nicht mehr. Und war's nicht drollig zu beobachten, wie nach der Première der

»Gerechtigkeit« die großen Erpresser versicherten, die Tendenz des Stückes sei bloß gegen die kleinen gerichtet? Es sei ja ausdrücklich im Personenverzeichnisse von der »Redaction des Revolverblattes ‚Gerechtigkeit'« die Rede. Und da Revolverblatt bekanntlich eine officielle Bezeichnung ist, die jede Meinungsboutique in ihrer Firma führt, so konnten »nur die kleinen« gemeint sein. Zwar erreichen bei uns auch die Großen nicht durchwegs eine Auflage von 15.000, zwar decken sich die in der Komödie geschilderten Manöver von stückeschreibenden Recensenten mit den Usancen des führenden Wiener Schriftthums, zwar sind unsere armseligen Theaterblättchen, bei denen in der Regel Ein Mann der schreibende, erpressende und expedierende Factor ist, von den luxuriösen Verhältnissen der ‚Gerechtigkeit' himmelweit entfernt, — nützt nichts: Herr Otto Ernst hat »uns« nicht gemeint. Aber uns natürlich auch nicht! riefen die Kleinen. Und da war's denn noch drolliger zu beobachten, wie pathetisch selbst diese jeden Verdacht von sich abzulenken suchten. Aus einer der anrüchigsten Montagsjauchen, über die wir verfügen, ~~der des J. Fürst~~, stieg ob der Tendenz der »Gerechtigkeit« eitel Lob und Dank zum Himmel. Kurz vorher war der Eigenthümer des Blattes, ~~Se. Durchlaucht persönlich,~~ bei dem Chef einer großen Wiener Kaffeefirma viermal erschienen und hatte diesem seinen Herzenswunsch nach einem Inserat unterbreitet. Die Bitte ward abgeschlagen, die »Gerechtigkeit« aufgeführt, und so lasen wir denn in einer und derselben Nummer (vom 10. November) nebeneinander die folgenden Notizen:

(**Vom Kaffee.**) Seit geraumer Zeit wird in Wien lebhafte Klage darüber geführt, daß die Qualität des in Wien im Handel befindlichen Kaffees sich fortwährend verschlechtert, und namentlich die Hausfrauen lamentieren, daß sie

Es war eine gute Idee, ein Stück zu schreiben von den Journalisten, wie sie nicht sein sollen. Mehr als irgend ein anderer Beruf, steht der des Journalisten nicht nur in der Oeffentlichkeit, er beeinflusst die Oeffentlichkeit, er vermag sie zu

nirgends mehr fast eine genießbare Qualität zu finden vermögen. Es wäre interessant, zu erforschen, auf welchen Ursachen diese allgemein bemerkte Wahrnehmung basiert. Man hat nichts von Missernten gehört, und trotzdem die Verschlechterung. Es scheint, daß sich in Wien ein Kaffee-Trust stillschweigend gebildet hat, der die minderen und schlechten Sorten den Wienern aufzwingen will.

regieren, sogar zu dirigieren. Daß von dieser Macht der Presse auch vielfach utilitarischer und schlechter Gebrauch gemacht wird, ist ebenso richtig als es auch fast natürlich ist. Nichts liegt näher als Missbrauch der Macht, und zwar nicht nur im journalistischen, sondern in jeglichem Berufe, und desto empfindlicher wird dieser Missbrauch, je mehr sich der Beruf den Interessen der Allgemeinheit nähert, wie gerade der des Journalisten. Es war also eine gute Idee, die Schädlinge dieses Metiers theatralisch geißeln zu wollen.

»Auf welchen Ursachen' die allgemein bemerkte Wahrnehmung basiert«, daß der Kaffee jetzt in Wien sich fortwährend verschlechtert, habe ich klargelegt. Man hat nichts von Missernten gehört. ~~Aber vielleicht hört man~~ von einer Strafanzeige gegen einen Erpresser . . .

Nein, er hat uns allesammt nicht gemeint. Und er hat sich auch vor einem Interviewer des ‚Fremdenblatt' redlich für seine Verirrung entschuldigt. »Ich schätze und verehre die anständige Presse«, »Ich verkenne nicht die ungeheuere Bedeutung der Presse«, »Ich würdige vollkommen die furchtbare Schwere dieses Berufes«, »Ich bewundere den Heroismus der Männer, die Vormittag für Vormittag, Abend für Abend in die Redaction gehen«, »Ich bewundere den Heroismus der Männer, die freudig und stolz dem Tage dienen«, »Ich weiß, was es heißt, wenn man in später Nachtstunde einen Leitartikel beginnen muß«, »Die Mitternacht zieht näher schon, und der Metteur reißt dem Redacteur Blatt für Blatt aus der Hand«, »Die gute Presse liebe und schätze ich« . . . Man hatte den Eindruck, daß Herr Otto Ernst gezwungen war, hundertmal strafweise einen Satz, für den er immer neue Variationen ersinnen mußte, abzuschreiben. »Und es ist gar nicht ausgeschlossen«, rief er zum

Schluss, »daß ich in kurzer Zeit in einem neuen Stück oder Roman die Journalistik in ihrem positiven Wirken, die Journalistik als Culturfactor vorführen werde« ... Wenn Herr Otto Ernst sein Interview durchliest, wird er sich mit Unrecht schämen. Es steht durchaus nicht im Widerspruch zu den Bekenntnissen seines Dramas; es ist vielmehr die treffendste Bestätigung seiner Ansicht von der Macht der Tagespresse...

Alles, was recht ist — und billig! Herr v. Koerber zeigt guten Willen, und man muß ihn dafür loben. Er bekämpft die Tuberculose, er bekämpft den Alkoholismus. Freilich, weil's zu kostspielig wäre, jene nicht durch Tuberculose-Heilstätten, diese nicht durch Trinkerheilstätten. Aber zeugt es nicht von Muth, dem Ungethüm Tuberculose, bloß mit einer Verordnung — mit einem Blatt Papier — bewaffnet, entgegenzutreten? Und dem Dämon Alkoholismus, den der Antialkoholiker fanatische Schar durch Sittensprüchlein exorcisieren will, wirft Herr v. Koerber mit ruhiger Entschlossenheit die eherne Tafel eines Trunkenheitsgesetzes an den Kopf. Die Branntweinschänker jammern. Denn wann hätten, wenn die Gesetzgeber Schutzmittel gegen sociale Gifte bereiteten, die Giftmischer nicht über Verletzung ihrer erworbenen Rechte geklagt? Aber diesmal wird es schwer halten, die Klagen zu überhören. Wenn Schädigung eines Gewerbes, Verkürzung von Steuerzahlern und andere gewohnte Schlagworte nicht mehr wirken, so bleibt den Branntweinschänkern noch ein letztes unfehlbares Argument: Herr v. Koerber will »Treu und Glauben«

im Branntweinschank vernichten. Sein Gesetzentwurf bestimmt, um die Verabreichung von Branntwein auf Credit zu verhindern: daß keine Schuld für Branntwein klagbar sein soll, wenn der Mann, dem das Gift geschänkt ward, dem Schänker für früheren Branntweingenuss noch die Bezahlung schuldete. Unklagbare Schulden! Man denkt allsogleich an den Differenzeinwand, und mit der Wucht der Börseanermoral, die sich gegen die Unklagbarkeit der Börsendifferenzschulden aufbäumte, wird demnächst die Branntweinermoral gegen Herrn v. Koerbers Treu und Glauben gefährdendes Unterfangen protestieren. Wahrhaft galizische Sitten sind es — denn das Trunkenheitsgesetz für Galizien kannte jene Bestimmung längst —, die man nach Westösterreich verpflanzen will. Und den Branntweinschänkern bleibt, wenn nicht die Börsenpresse und das Abgeordnetenhaus sich ihrer annehmen, nur ein Trost: daß man in Westösterreich immer noch Wege findet, um Gesetze, die Treu und Glauben verletzen, zu umgehen. Haben sich die Börsenmoralisten nicht mit dem Differenzeinwand abgefunden, seitdem er durch Urtheile, welche die Spieldepôts für verfallen erklären, unwirksam ward? Den Branntweinschänkern sei verrathen, daß auch sie der Treulosigkeit der Schuldner wehren können. Darf man dem Arbeiter von Montag bis zur samstägigen Lohnzahlung nicht Branntwein creditieren, so borge man ihm Geld; natürlich müßte der geborgte Gulden als Depôt beim Branntweinschänker bleiben; weil aber das Gesetz — so schlau sind unsere Gesetzgeber — auch Verträge über das »Abtrinken« eines hinterlegten Betrags für unwirksam erklärt, so vereinbare man gar nichts über Branntweinconsum, sondern nur etwa das Folgende: Der Branntweinschänker X leiht dem Arbeiter Y 3 Kronen, und zwar dürfe der Arbeiter von Montag bis Samstag täglich eine halbe Krone beheben und müsse die Gesammtschuld Samstag nachmittags zurückzahlen. Und dann stelle man dem Arbeiter getrost

falls war es ein Bild, wie es nur die ‚Neue Freie Presse' entwerfen kann. Sie hat uns freilich in der Erwartung enttäuscht, zu erfahren, ob sich auch die Bundesfürsten massiert haben. Dagegen läßt sie aus Rücksicht auf diese beim Dejeuner »Tournedos à l'Allemagne« auftischen. Der patriotische Küchenchef nämlich, der 1866 nicht verwinden kann, hatte auf die Karte geschrieben: »Tourne dos à l'Allemagne«.

*

Wenn ein Feuilletonist zu schildern anfängt, so kann man nie wissen, obs der deutsche Kaiser oder ein italienischer Tenor wird. Das mag nicht so weit auseinanderliegen, aber die Nuance ist doch eine verschiedene. Nun ist der Vorrat an den von Herrschaften abgelegten Beobachtungen kein allzu großer. Die meisten der geschilderten Persönlichkeiten müssen »dampfen« oder »brausen«. »Ein brausender Kaiser«, wird versichert, sei »etwas so Seltenes, daß Jahrhunderte vergehen können, ehe die Welt wieder einen zu schauen kriegt«. Wenn man aber auch über die anderen Bundesfürsten ein Feuilleton zu schreiben hat? Dann, in Gottes Namen, »braust« auch »im König von Württemberg eine Lebenslust«, daß es seine Art hat. Und wo alles braust, kann vermutlich auch der Bürgermeister von Hamburg nicht ruhig bleiben. Daß sich inzwischen das Volk massiert, ist nur in Ordnung. Denn vom Stehen sind ihm ohnedies schon die Füße eingeschlafen, und jetzt soll es auch noch die Beschreibungen lesen.

*

Der Fürstentag bot aber sogar den Eingeweihten Überraschungen. In der Politik empfindet nämlich immer auch der die Überraschung, der sie inszeniert. In Berlin wird »an maßgebender Stelle« dem Korrespondenten »erklärt, daß die Vorgänge in Wien in hiesigen amtlichen Kreisen einen tiefen Eindruck gemacht haben, und daß man, wie Baron Aehrenthal an den Fürsten Bülow geschrieben, den heutigen

Tag auch hier als einen denkwürdigen betrachtet.« Besonders wird auf die »warme persönliche Note in den Ansprachen der beiden Monarchen« hingewiesen und auch auf »die hohe Auszeichnung, die dem Fürsten Bülow zu teil geworden und die Baron Aehrenthal in einem Schreiben von besonderer Herzlichkeit dem Reichskanzler mitgeteilt hat«. Man hatte in den Ämtern offenbar gefürchtet, daß die Reden anders ausfallen würden, als sie aufgesetzt wurden, und daß der Baron Ährenthal dem Fürsten Bülow einen groben Brief schreiben werde . . . Die Politik macht die Welt zur Kinderstube. Die Großen wissen genau, was am Weihnachtsbaum hängt, aber wenn die Tür geöffnet wird, müssen sie doch »Ah!« sagen. Sonst hören die Kleinen auf, ans Christkindl zu glauben.

K. K.

Mai 1908

Girardi und Kainz.

Herr Kainz hat den schlechten Geschmack, in der Stadt, in der Girardi den Valentin gespielt hat, in den Tagen, da Girardi in Wien wieder auftritt, den Valentin zu spielen. ~~Ich habe nie verhehlt,~~ daß ich den Mann, dessen Atemtechnik ich ehrlich anstaune, wie nur die Spezialität eines Dresseurs, Jongleurs oder Equilibristen und dessen Fähigkeit mir nach dem Varieté zu schreien scheint, für einen ~~der unglücklichsten~~ Schauspieler halte. Aber ich habe vielleicht seinerzeit, als Herr Kainz dem Burgtheater den Valentin antat, nicht entschieden genug gegen ~~diese Kränkung protestiert.~~ Daß Herr Kainz es jetzt wieder wagen konnte, mit seinen Kopftönen in dies friedlichste Heiligtum gemütvoller Darstellung einzudringen, daß er dazu eine Bühne, eine Galerie und eine Presse fand, zeigt, ~~wie~~ die Echtheit im Kunst-

empfinden dieser Stadt ~~auf dem Krepierstandpunkt~~ angelangt ist. Ein Kritiker benützt die Gelegenheit, zu versichern, der Mann sei zwar »immer schlicht und gemütstief«, aber spieziell »bei der Entfaltung von Valentins Dienertreue« finde er »Töne, die tief ins Herz dringen«. Was muß das für ein Herz sein! Ein anderer will gar eine »bezwingende und berückende Fülle« von Gemüt und Seele entdeckt haben. Das hat Herrn Kainz noch niemand nachgesagt. Aber ~~so viel~~ Kunstverstand besitzt er gewiß, sich für den Rezensenten zu schämen, der von ihm gesagt hat, er habe in manchen Szenen Girardi »überragt«. Diese Bereitwilligkeit, ~~am~~ Mangel zu völlern und ~~an~~ der Fülle zu hungern, ist auf dem weiten Erdenrund nur in dieser Stadt anzutreffen. Ich wünsche es ihr von Herzen, daß sie den reichsten theatralischen Schöpfer ihrer Gemütszone ~~verliert, dem in kälterem Klima die besten kritischen Kenner gehuldigt haben~~. Er hat es nicht notwendig, sich von Reportern den Mangel literarischen Ehrgeizes vorwerfen zu lassen. Er darf sich auch vor Ungezogenheiten schützen, die im Dienste der journalistischen Kulissenpolitik begangen werden. In Berlin, der Zentrale des literarischen Snobismus, hat man ~~noch immer mehr~~ Verständnis für die Eigenberechtigung eines schöpferischen Schauspielers. Mit dem Trottelgerede von dem niedrigen literarischen Niveau, auf dem Girardi siegt, verschont man ihn dort, weil man weiß, wie spärlich die dramatischen Gelegenheiten sind, die auf der Höhe der Kunst dieses Darstellers stünden. Wenn er sich von einem Buchbinder ~~einen~~ Pappendeckel liefern läßt, so bleibt er ungebunden; nie vermöchte ein großer Künstler sich selbst auszuschöpfen, wenn er zugleich ~~einer~~ anderen künstlerischen Persönlichkeit diente. Soll die Literatur auf die Bühne gehören, dann dient ihr im besten Fall der Regisseur, der ein mittelmäßiges Ensemble in der Hand hält, aber nie die darstellerische Individualität. Neunzehntel Shakespeare wird an dem größten Schauspieler zuschanden. Das

hat Goethe erkannt, aber ein Wiener Reporter würde es nicht zugeben. Herr Reinhardt in Berlin, heißt es, habe eigens für Girardi einen Nestroy-Zyklus arrangieren wollen, und Girardi zog einen Buchbinder-Zyklus vor. Wer die Anklage liest, muß davon überzeugt sein, daß Girardis objektiver Geschmack die Wahl getroffen hat. Daß er Herrn Buchbinder für eine bedeutendere Erscheinung hält als Nestroy, wird über allen Zweifel gestellt. Ich halte nun jenen für einen szenischen Handlungsgehilfen und diesen für den tiefsten satirischen Denker, den die Deutschen nach Lichtenberg gehabt haben ~~in seiner~~ Nähe den Namen Heine zu nennen, ~~empfinde~~ ich als Blasphemie. Wie hat dieser außerordentliche Geist auf der Bühne geschaltet? Er stellte sich an die Rampe einer gleichgiltigen französischen Possenhandlung und ließ an ihr seine Lichter aufflammen. Trotzdem blieb es noch dunkel. Denn seine Blitze zwingen den Leser zur Bewunderung, im Theater wird — durch die Nestroy ähnlichste Darstellung — kaum mehr als das Ergötzen an der lustigen Situation lebendig. Philosophischer Witz, aphoristisch erhöhter Humor — ich kann mir nicht denken, daß selbst das aufnahmsfähigere Publikum des Schauspielers Nestroy auf der Höhe gestanden hat, die ~~von einem~~ Erfassen solcher Geistigkeit vorausgesetzt wird. Wie gestaltet Girardi? Er ist ~~nur~~ Schauspieler. Er nimmt eine gleichgiltige Possenhandlung und zeigt an ihr seine Wunder. Sie sind anderer Art als die Nestroys, unvergleichlich bühnenhafter. Er spielt an einem Schund sich selbst. Es ist die törichteste Meinung, daß er mehr böte, wenn er Nestroy spielte, weil er dann weder Nestroy ~~noch sich selbst~~ spielte. Girardi ist ein wienerischer Typus für sich, der vielleicht von der Raimundseite kommt und sich ~~gewiß an~~ keinem Punkt mit der Welt Nestroys berührt. Daß er die Aphorismenkette des komischen Raisonneurs, der aus dem ureigenen Nestroy'schen Geist redet, nicht abhaspeln könnte, versteht sich; aber er wurzelt auch außerhalb der breiten Komik der zweiten Figur der

Nestroy-Welt, des Scholzischen Typus. Er ist eben Girardi selbst, der am Anfang einer Reihe von Komikern steht. Da er nicht Possen schreibt, muß er sie sich liefern lassen. Notwendig hätte er es nicht; er schafft ja doch aus dem Stegreif. Aber es gehört der ganze literarische Snobismus der Reinhardt-Gesellschaft und ihr ganzes Nichtverständnis für theatralische Individualitäten dazu, Girardi einen Nestroy-Zyklus zuzumuten. Ein vollkommener Routinier wie Herr Thaller, der die überkommene Form des dünnen Sprechkomikers beherrscht, ist als Weinberl, ~~Kampl, Ultra, Titus Feuerfuchs~~ durchaus glaubhaft. Was sollte einer, ~~der völlig anders ist als Nestroy und dabei ein Eigener~~, mit diesen Gestalten anfangen? Die Theaterfremdheit hätte Recht, wenn sie Herrn Thaller in solchen Rollen über Girardi stellte, ganz so wie sie einst Herrn Schweighofer gegen ihn ausgespielt hat, der auch nicht mehr war als der gewandte Faiseur einer gegebenen Tradition. Girardis Popularität ist auf den ersten Blick unbegreiflich. Die Eigenen sind sonst immer im Nachteil; besonders in der Literatur, wo sie sich selbst statt der »Sache« dienen. Daß Girardi trotz seiner unerreichten Feinheit und Selbstherrlichkeit beliebt werden konnte, beweist, daß zu den Dingen der Theaterkunst das Publikum immerhin noch jene Beziehung hat, die ihm zu den anderen Künsten fehlt. Die Journalisten haben zu nichts Künstlerischem eine Beziehung. Darum ist es möglich, daß sie Girardi zu einem Nestroy-Zyklus zureden und Herrn Kainz in einer Raimund-Rolle protegieren. Einen Valentin Girardis, in dem ~~dann~~ ausnahmsweise die schauspielerische und die dichterische Persönlichkeit zusammenfließen, können wir leider nicht an jedem Tag sehen. Hat er ihn aber einmal gespielt, so bleiben uns die Thränen für ein Jahr in den Augen, und unvergeßlich hallt die Aufforderung des Todes in uns weiter. Springt Herr Kainz ein, dann leg' ~~ich~~ meinen Hobel hin und sag' der Welt ade!

Karl Kraus.

* * *

Ein Bild dieser Welt. In der Gerichtssaalrubrik ein Prozeß wegen Verführung unter der Zusage der Ehe: »Und so entstand allmählich eine Liebesbeziehung, bei der immer ihre Ehre streng gewahrt blieb.« »Die Beziehung zwischen dem Paare blieb nun dieselbe, an Innigkeit naturgemäß zunehmend, aber doch in bestimmten Grenzen bleibend.« Da — in Steinamanger geschah es: er unternahm »einen Verführungsversuch in illoyaler und verwegener Weise«. Trotzdem: »sicher ist eines, daß das Mädchen unbescholten heimgekehrt war und daß er sich nach acht Tagen mit ihr verlobte, womit er ihr ein Zeugnis gab, daß er sie der Achtung mehr als je wert halte.« Es versteht sich von selbst, daß er sie anspucken würde, wenn sie ihm damals den Gefallen getan hätte. Aber er hört nicht auf, sie auf die Probe zu stellen, ob sie seiner Achtung wert sei. Endlich bringt er sie doch »zu Falle«. Nachdem sie ihm einen so klaren Beweis niedriger Gesinnung geliefert hat, kann von einer Heirat füglich nicht mehr die Rede sein. Trotzdem »schenkt« sie ihm noch etwas, nämlich ein Kind. Er will aber mehr, nämlich Geld. Das braucht er für eine Reise, um sich mit einer andern zu verheiraten. Das Gericht verurteilt ihn. Mit Unrecht. Er hat nur die Konsequenz aus einer Moral gezogen, die in ihrer Terminologie des Lebensgenusses Worte wie: »Ehre«, »unbescholten« und »Achtung« hat . . . Überschlagen wir das unerfreuliche Zeitungsblatt. Auf der letzten Seite feiert die bürgerliche Gesellschaftsordnung Frühlingserwachen. Denn dort wünscht sich ein »fescher Engrossist« mit einem vermögenden Fräulein zu verehelichen und erbittet Anträge unter »Maiglöckchen«.

* * *

Jetzt könnte Herr Toselli seine Daseinsberechtigung erweisen. Wann sollte denn die Gelegenheit zum Ohrfeigen gegeben sein, wenn nicht in diesem Falle? Die ‚Neue Freie Presse' läßt sich aus Florenz depeschieren, die ehemalige Gräfin Montignoso sei

Über den äußeren Erfolg der Vorführung eines Werkes, dessen Autor ein deutscher Staatsanwalt wegen »Verbreitung unzüchtiger Schriften« angeklagt hat, schreibt Theodor Antropp im ‚Wiener Deutschen Tagblatt' (31. Mai) unter anderem:

»Ähnlich wie in München wurde vorgestern auch in Wien Frank Wedekind's Tragödie ‚Die Büchse der Pandora' vor geladenem Publikum aufgeführt. Karl Kraus, der Herausgeber der ‚Fackel', war der Veranstalter der interessanten Vorstellung, und das freundliche Trianon-Theater im Nestroyhof war wohl noch nie der Schauplatz eines so ernsten künstlerischen Unternehmens, noch nie der Sammelpunkt einer so seltsamen Gesellschaft von Künstlern und Literaten, von Freunden modernen Lebens und Strebens. Den meisten von ihnen hat Krausens satirischer Strafgeist schon irgend einmal ein ‚Klampfel' angehängt. Sie trugen es ihm nicht nach, sie folgten seiner Einladung, um teilnahmsvolle Zeugen zu werden von einer positiven künstlerischen Tat... Eines muß man allen Verboten zum Trotz sagen: die Aufführung der ‚Büchse der Pandora' wirkte eminent moralisch. Freilich moralisch nicht durch Erhebung, sondern durch Abschreckung, wie etwa Zolas Sittenromane... Es steckt eine unheimliche Stimmungskraft in der scheinbar kunstlosen Art, wie Wedekind Erlebnisse aneinanderreiht und die weiblichen Geschlechtsinstinkte bloßlegt und an den Rand des letzten Abgrundes führt, und wenn schließlich der Dichter selbst als Jack der Aufschlitzer erscheint, dann schwindet jegliches Empfinden von einem zynischen Witz, und man wähnt die Schauer eines jüngsten Gerichtes zu erleben. Man kann den ‚Erdgeist' sittlich und literarisch nicht richtig einschätzen, wenn man die ‚Büchse der Pandora' nicht gesehen hat. Dazu hat vorgestern die Vorstellung willkommene Gelegenheit gegeben, und alle, die Zeuge davon sein durften, werden dem Veranstalter Dank dafür wissen. Dank auch den Mitwirkenden, die sich ihm zur Verfügung stellten... Alles in allem: es war ein ungewöhnlich interessanter Abend.«

Dem ‚Berliner Tageblatt' (31. Mai) wird telegraphiert:

»Die ersten beiden Akte hatten nur schwachen Beifall, aber der dritte Akt machte einen starken Eindruck und fand, obwohl die Minderheit zischte, lebhaften, ja, stürmischen Applaus... Im dritten Akt gibt es Szenen von packender Gewalt, welche die Zuhörer in ihren Bann zwangen.«

Aus einem Feuilleton des ‚Neuen Pester Journals' (4. Juni):

»Nach dem Fallen des Vorhangs zischen wohl einige Leute. Aber das Gros des Publikums klatscht begeistert... Alle jubeln dem Stück zu, dem Dichter, den Darstellern, alle sind hochbefriedigt. Sie haben sich erschüttert gefühlt und überbieten sich nun im Enthusiasmus. . . . Daß das warme Fühlen dabei nicht fehlt, be-

weist der donnernde Applaus, zu dem sich nach dem Fallen des Vorhangs alle Hände zusammentun.«

Das ‚Deutsche Volksblatt' (30. Mai) meldet:

»Die ‚Büchse der Pandora' wurde unter allgemeinem Gähnen zu Ende gespielt. Selbst dieses so sorgfältig gewählte Publikum war derart gelangweilt, daß es weder Entrüstung noch Zustimmung kundgab.«

Mit dem § 19 habe ich den verantwortlichen Redakteur zu bewegen versucht, die sechs Hervorrufe des Dichters am Schlusse der Aufführung einzugestehen. Ich wollte ein günstiges Präjudiz für die Theater zum Schutze gegen eine erfolgfälschende Reportage schaffen.

* * *

Zu den Dingen, die »nur in Österreich möglich« sind, gehört die gemütliche Antwort des Ministers des Innern auf die Interpellation über den Ordensskandal unter dem Regime Koerber. Nobilitierungstaxe, Ordensschacher, Preßbestechung — amtlich ist nichts von all dem bekannt, was amtlich geschieht. Ein österreichischer Minister trägt Zopf und Unschuldsmiene: er ist die Naive im Trauerspiel. Mama, was ist das ein Leutnant? fragt er, wenn er über eine Soldatenmißhandlung interpelliert wird. Dann sagt er wieder: Einen Orden erhält, wer sich um den Staat verdient gemacht hat. Und die Possenmätzchen in der österreichischen Tragödie wirken noch immer. Man sollte glauben, daß nach all den Diskussionen über das vaterländische Ordenswesen jeder Zeitungsleser die Dekorierung seines Nebenmenschen wie eine Insulte am eigenen Leib empfindet. Ach nein! Je verrufener die Sache wird, desto mehr Knopflöcher gähnen, desto mehr Mäuler schnappen nach einer »Auszeichnung«. Mehr Titel! lautet die Parole, und speziell unter den »kaiserlichen Räten« — lacht man nicht schon bei dem bloßen Klang des Wortes, das einen Kurzwarenhändler in Verbindung mit dem Ohr des Monarchen bringt? — ist eine Gährung ausgebrochen. Die ‚Neue Freie Presse', ein Weltblatt, hat sich

Zum Tod eines Begrabenen

Von **Karl Kraus**

In den Wiener Redaktionsstuben haben ein paar eingemauerte Begabungen ihre klägliche Existenz gefristet. Sie mußten den zuversichtlichen Jargon eingedrungener Kaufleute hören, die alle Plätze erobert hatten. Sie bekamen mit der Nahrung die Verachtung gereicht; denn sie hatten Geist und Herz und waren darum nie auf einen grünen Zweig gekommen. Man konnte mit ihnen nichts anfangen, weil sie selbst etwas waren, und nicht die Behendigkeit hatten, die besser ist als das was man ist, weil sie hereinbringt, was man nicht ist. Das Leben hatte sie, die in der Literatur bestehen konnten, in den Betrieb gespannt: Kein Wunder, daß sie weit hinter jenen zurückblieben, die für den Betrieb geboren sind. Speidel und Spitzer, die nie gezwungen waren, sich auf die Verwendbarkeit ansehen zu lassen, waren die Ausnahme, mit der sich die Regel schmückte, und der man, in weitem Bogen ausweichend, die Unsterblichkeit des Sonntags ließ. Unter jenen aber, die für das Ensemble des niedrigsten Dienstes verpflichtet sind, gelang es nur Herrn Pötzl sich geistig bemerkbar zu machen, dank einer eigentümlich im Wiener Charakter beschlossenen Kreuzung, die das echte Talent mit jener Weltläufigkeit verbindet, die aller Echtheit Feind ist und weniger eine Kraft als eine List der Ellbogen bedeutet. Dieser Pötzl, der ein Dichter ist im kleinsten Wien und dennoch weiß, wie man sich durch die Welt bringt, hat kürzlich einem, der es war, aber nicht wußte, wie mans tat, einen Nachruf gewidmet, welcher dem Toten alle Ehre gab und nur autobiographisch entstellt war durch eine Stelle: jener habe sein Leben lang erbittert gegen ungreifbare Feinde gekämpft, »mit denen anders Veranlagte überhaupt nicht mehr anbinden, weil es eben zwecklos ist.« Es ist wohl möglich, daß hier die Fähigkeit, nicht anzubinden, sich als der Weisheit letzten Schluß überschätzt und daß die Zwecklosigkeit des Kampfes mit jenem Zweck, den man durch Friedfertigkeit erreicht, verwechselt wird; und es ist in keinem Fall rätlich, einem, den das Leben mit Tücken verfolgen mußte, weil es ihm nicht gewachsen war, einen Vorwurf aus der eigenen Nachgiebigkeit zu machen. Immerhin wird hier die Wahrheit über Verhältnisse, in denen die Wahrheit

Problem ist, so verschoben, daß es fast wie Aufrichtigkeit anmutet, und was Herr Pötzl, sonst als einziger, über Sigmund Wilheim gesagt hat, macht ihm selber Ehre. Denn dem Gesindel, dem ein toter Schriftsteller weniger gilt als die lebendigen Kaffeesieder, die beim Begräbnis mitgehen, und das für laute Nullen so viel Platz übrig hat, brachte kaum mehr als ein Dutzend Phrasen für einen Mann auf, dessen Wert es nicht gekannt und dessen Lebensstille es nicht gehört hatte. Sie drang öfter aus ihrer Zelle zu mir, nicht nur, wenn sie ihr Einverständnis mit einem Schreibenden bekunden wollte, der den Geist gegen die Zeitung schützt. Der Jammer des Berufs konnte sich doch nicht besser als in der Leistung Wilheims darstellen, so weit sie getan und so weit sie verhindert war. Ein erdrosseltes Talent, dem kaum viel mehr erlaubt war, als seine letzte Resignation in kleinen Stimmungen herzugeben. Der Speidel'sche Zug seiner Sprache aber konnte dem, der willens ist, noch heute ein Tagesblatt als Leser zu lesen, in keiner Zeile entgehen, und wer ihn gekannt hat, erinnert sich, daß er einmal ein echter Theaterkenner war und der erste, der in Wien von Wedekind etwas verstanden hat. Ich war, noch unter dem Eindruck seines Feuilletons »Der einsame Spatz«, daran, dieses siebzigjährige Talent zu entdecken. Da floß die Stimmung dieses Blatts, das vor mir lag, mit der Meldung seines Todes zusammen, und es bleibt nichts übrig, als ihm nachzusprechen, was er seinem verstorbenen Freunde Ludwig Porges nachgesagt hat: »Er ist bloß ein empfindsamer, einschichtiger Mensch gewesen, mit einem eigenartigen Zug von angesäuerter Lebensfreude in sich, deren Ursachen er keinem Menschen offenbarte, und die vielleicht in verratener Liebe zu suchen waren . . . Er ist keiner von den Größen der Publizistik gewesen, aber in seiner Art ein Großer, ein untadeliger Mensch voll edlen Sinnes für das, was die Seele zu den Höhen erhebet, ein treues kindliches Gemüt, ein verläßlicher Freund, ein Ehrlicher und Gerechter. O, wie sich alles lichtet um uns und wie es dennoch immer finsterer in diesem Leben wird!« Und es bliebe nur noch zu sagen, daß es um einen, der diesen Satz schreiben konnte, schade ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Notizen

Die Vorlesung vom 11. November im Großen Beethovensaal brachte:

I. Shakespeare: König Johann, einen Teil der 3. Szene des III. und die 1. Szene des IV. Aktes (König Johann, Hubert, Prinz Artur, Aufwärter) / Ibsen: Peer Gynt III, 4 (Peer, Mutter Aase, Die Häuslersfrau) / Jean Paul: »Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei« (mit der Vorbemerkung und der Fußnote) II. Nestroy: Szenen aus »Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige und das Überflüssige«, Posse mit Gesang in zwei Akten (diesmal vom Entree-Lied des Strick an) III. Frank Wedekind: Das Lied vom armen Kind / Detlev von Liliencron: Der Blitzzug / Peter Altenberg: Landpartie. Dazu: Die Maus / Karl Kraus: Die Welt der Plakate. Dazu: Auf der Suche nach Fremden; Ich pfeife auf den Text; Petite chronique scandaleuse; Anrede an die Hörer (Teile aus: »Das ist der Krieg« und Manuskript).

Am 17. November in Dzieditz (Bielitz), veranstaltet vom Verein »Deutsche Volksschule«:

I. Monologe und Sätze aus Nestroy / Der Biberpelz II. Das Erdbeben / Man muß die Leute ausreden lassen; Stadtverordnete besuchen Gemeinderäte; Ich pfeife auf den Text; Als ich wiederkam; Petite chronique scandaleuse III. Angesichts; Auf der Suche nach Fremden; Ostende, erster Morgen. Zugaben: Interview mit einem sterbenden Kind; Das ist der Krieg: Einleitung und Schluß. (Im Programm in Nr. 351/52/53, S. 49 nachzutragen: Schlichte Worte.)

Am 29. November in Czernowitz (Deutsches Haus):

I. Der Traum ein Wiener Leben / Die Welt der Plakate II. Das Erdbeben III. Ostende, erster Morgen; Riedau und Lido; Die Vision vom Wiener Leben; Als ich wiederkam; Gefährlich; Man muß die Leute ausreden lassen; Der Deutlichkeit halber; Zweiunddreißig Minuten; Schlichte Worte; Ich pfeife auf den Text; Ein Satz; Angesichts. Zugaben: Das Ehrenkreuz; Ich rufe die Rettungsgesellschaft; Aus dem »Prozeß Veith« (Anrede an den Staat.)

‚Bukowinaer Nachrichten' (1. Dezember), ‚Czernowitzer Allgemeine Zeitung' (6. Dezember).

* * *

In der 1. Zeile der S. 1 der Nr. 357/58/59 ist anstatt »Konsequenz von Blatt und Welt«: *Kongruenz* von Blatt und Welt zu lesen. Auf S. 20, in der 7. Zeile von unten (im Zitat) anstatt

»buchstäblich wahr; es fehlte«: buchstäblich wahr: es fehlte (Doppelpunkt statt des Strichpunkts). Auf Seite 23, in der 3. Zeile von oben (im Zitat) anstatt »Unterrichtsminister«: *Justizminister*.

In Nr. 360/61/62 auf der 3. Seite, 4. Zeile von unten anstatt »Es ist gut, das«: Es ist gut, *daß*.

* * *

Die nächsten Leseabende finden in Berlin (Choralionsaal, 10. Dezember), Wien (Kleiner Musikvereinssaal, 18. Dezember) und Prag (Palace-Saal, 6. Jänner) statt.

Gegen eine Vorlesung in Graz (Rittersaal), die erst am 12. Jänner angesetzt ist, wird schon jetzt — natürlich nicht durch das gedruckte, sondern durch das gesprochene Wort — von der dortigen Presse in dankenswerter Weise Stimmung gemacht. Die Konzertbureaux haben bereits den Kartenverkauf abgelehnt, eines mit ausdrücklicher Berufung auf einen Wink, den es bekommen habe. Der Saal ist noch nicht abgetrieben. Ein dortiger Herr, der schon einen roten Kopf hat, bevor noch von mir die Rede ist, und der in Feuilletons zu beweisen sucht, daß er viel von mir hält, besonders in jenen, wo nicht von mir die Rede ist, wäre sehr zufrieden, wenn ein unvorhergesehener Ziegelstein mich rechtzeitig zu einer Absage zwänge. Denn anders dürfte die von Interessenten ausgegebene Losung, daß ich diesmal nicht nach Graz gelangen dürfe, kaum zu erfüllen sein.

* * *

~~Das~~ am Schluß ~~der~~ Wiener Vorlesung ~~gesprochene Stück hatte den~~ folgenden ~~Wortlaut~~:

»Sie alle werden sich noch an dieses Telegramm erinnern:

‚Türkisches Hauptquartier ~~Sofiler~~, 24. Oktober.

.... Gegen 5 Uhr abends wird im Coupé der österreichischen, ungarischen und deutschen Korrespondenten bei zwei Flaschen ungarischen Sekts bereits wieder eine gemütlich-dreibündliche Partie Sechsundsechzig gedroschen. In der Abendsonne draußen verrichten die moslimischen Soldaten am Brunnen ihr Abendgebet mit den religiösen Waschungen....'

Der Himmel südlich von Stara Zagora ist blutrot vor Scham. ~~Österreich ist auf dem Balkan durch Impressionisten vertreten.~~ Nie sind größere Greuel verübt worden. Die Feuilletonfratze beschmiert sich mit Blut. Der Zierat der Nichtswürdigkeit verhöhnt unendlichen Menschenjammer. Österreich spielt ~~eine Partie~~ Sechsundsechzig. Die Türken verrichten ihr Abendgebet. Österreich hofft bei der großen Teilung die meisten Eindrücke, Stimmungen und Details zu bekommen. Die Telegraphenämter sind erobert. Es finden Wortmassakers statt. Unbeschreibliches Elend dient elender Beschreibung. Die Gefangenschaft ist eine Gelegenheit, der Sieg ein Interview. Eine zügellose Horde von Gewährsmännern überfällt die Verwundeten ~~mit Poesie~~. Den Leichen werden Details abgenommen. Pest und Plastik gehen um. ~~Auf bulgarischer Seite kämpfen die Herren~~ Zifferer und Klein. ~~Andere haben sich zu den~~ Serben geschlagen, andere zum Feind. Sie verständigen sich durch Kriegsrufe. Hat der eine: Voina! Voina! gesagt, so ruft der andere: Jawasch! Jawasch! Darauf antwortet der im türkischen Hauptquartier: Kismet! Kismet! Klein sagt: Das ist der Krieg! Zifferer erwidert: C'est la guerre. Ich sage: Das ist der Moloch! Und ich habe es bewiesen.

~~Von Ihnen aber erwarte ich einen Andern~~ Beweis. Nicht, daß sich eine handfeste Jugend entschließe, die heimkehrenden Sieger zu prügeln. Diese Hoffnung habe ich längst begraben. Denn wir leben in einem Rechtsstaat, in dem man die Kulturverbrecher nicht an der Ehre kränken darf. Ich erwarte einen andern Beweis. Ihr Beifall ist, soweit er der Wirkung des Vortrags gilt, schmeichelhaft. Die literarische Wirkung kennt keinen Beifall, und kein Entgegenkommen des Autors entspricht jenem, das sich zu Zugaben entschließt. Ich weiß, daß es der Überredung des Schauspielers gelingt, aus tausend Widerstrebenden die zustimmende Einheit zu machen. Ich weiß aber auch, daß nach Schluß der Vorstellung der Zerfall und Abfall der Meinung beginnt. Trotzdem gelüstet's mich, die unmittelbare Wirkung, auf die ich sonst verzichte, eine Weile auszukosten. Wenn ich den Wilhelm Tell spiele, so muß es mir gelingen, meinen Hörer zu dem Entschluß aufzustacheln,

den Darsteller des Geßler zu ermorden, und wenn dies gelingt, so muß es auch gelingen, einen Hörer so weit zu bringen, daß er das Abonnement auf die Neue Freie Presse aufgibt! Es sei ferne von mir, die Überlegenheit, in der sich der Vortragende gegenüber seinem Auditorium befindet, dazu auszunützen, daß ich Ihnen sage: Ich mache keine Zugaben mehr, wenn Sie sich nicht verpflichten, die Gauner an der Beute zu strafen! Aber Sie werden doch endlich die Unlogik Ihres Verhaltens einsehen, die darin liegt, daß Sie mir hier zujubeln, um am nächsten Tag die Lumperei, deren Abziehbilder Sie ergötzt haben, zu dulden oder gar zu abonnieren! Machen Sie einmal Ernst. Lassen Sie es erst nicht so weit kommen, daß ich Sie bitte, zwischen mir und der Pest zu wählen. Denn es ist in einem Rechtsstaate verboten, zum Boykott gegen die Pest aufzufordern. Schützen Sie sich selbst! Und wenn Sie mich fragen, welche Zeitung man denn ins Haus lassen könne oder solle, so antworte ich nicht, wie Sie erwarten: Keine! Sondern im Gegenteil: Das Neue Wiener Tagblatt! Die Massen, die von der Neuen Freien Presse abfallen mögen, müssen dem Neuen Wiener Tagblatt zuströmen! Denn das Neue Wiener Tagblatt verliert an jedem Exemplar, das es am Sonntag verkauft: der Papierwert einer solchen Nummer ist höher als der Preis. Die Neue Freie Presse durch Abfall zu schädigen, ist eine schöne und schwere Aufgabe; aber das Neue Wiener Tagblatt kann durch einen Aufschwung des Abonnements dem Ruin preisgegeben werden. Es ist viel, aber noch nicht alles getan, wenn Sie die Neue Freie Presse aufgeben. Sie müssen das Neue Wiener Tagblatt abonnieren!«

Ohne 1913

Ein Blutzeuge

Vor etwa zwei Jahren habe ich, »zum Tod eines Begrabenen«, dessen Leben beklagt. Sigmund Wilheim war gestorben, den ich in der Reihe jener in den Wiener Redaktionsstuben eingemauerten Begabungen gesehen hatte: die »mit der Nahrung die Verachtung gereicht bekamen; denn sie hatten Geist und Herz und waren darum nie auf einen grünen Zweig gekommen«. Ich erwähnte das Gedenkblatt des trotz ursprünglicher Begabung beliebt gewordenen Eduard Pötzl, das dem Verstorbenen mit Anstand alle Ehre gab und nur an einer Stelle weniger Nekrolog als Autobiographie war: jener habe »sein Leben lang erbittert gegen ungreifbare Feinde gekämpft, mit denen anders Veranlagte überhaupt nicht mehr anbinden, weil es eben zwecklos ist«. Ich fand, daß hier einer einem die eigene Nachgibigkeit zum Vorwurf mache. Immerhin schien sich mir diese Erinnerung in wohltuender Art von den Notizen des Gesindels zu unterscheiden, »dem ein toter Schriftsteller weniger gilt als die lebendigen Kaffeesieder, die beim Begräbnis mitgehen«, und das kaum mehr als ein Dutzend Phrasen für einen Mann aufbrachte, »dessen Wert es nicht gekannt und dessen Lebensstille es nicht gehört hatte«. Sie drang, sagte ich, »öfter aus ihrer Zelle zu mir, nicht nur, wenn sie ihr Einverständnis mit einem Schreibenden bekunden wollte, der den Geist gegen die Zeitung schützt«. Der Jammer des Berufs, sagte ich, »konnte sich doch nicht besser als an der Leistung Wilheims darstellen, soweit sie getan und soweit sie verhindert war«. Ich sprach von einem »erdrosselten Talent«, und daß ich eben, unter dem Eindruck eines Artikels von ihm, daran gewesen sei, den Siebzigjährigen zu entdecken: »da floß die Stimmung dieses Blatts, das vor mir lag, mit der Meldung seines Todes zusammen«; und es blieb nichts übrig, als

ihm nachzusprechen, was er dem »einsamen Spatzen«, seinem toten Freunde Ludwig Porges, nachgesagt hatte:

Er ist bloß ein empfindsamer, einschichtiger Mensch gewesen, mit einem eigenartigen Zug von angesäuerter Lebensfreude in sich, deren Ursachen er keinem Menschen offenbarte, und die vielleicht in verratener Liebe zu suchen waren . . . Er ist keiner von den Größen der Publizistik gewesen, aber in seiner Art ein Großer, ein untadeliger Mensch, voll edlen Sinnes für das, was die Seele zu den Höhen erhebet, ein treues kindliches Gemüt, ein verläßlicher Freund, ein Ehrlicher und Gerechter. O, wie sich alles lichtet um uns, und wie es dennoch immer finsterer in diesem Leben wird!

»Und es bliebe nur noch zu sagen,« schloß ich, »daß es um einen, der diesen Satz schreiben konnte, schade ist.« Es konnte also kein Zweifel sein, daß mir dieser eine stille Mensch lieber war als eine Handvoll lebendigen Ungeziefers, wie es der Tag uns zuträgt. Auf solche Feststellung aber reagiert das Ungeziefer teils mit dem Vorwurf der »Sentimentalität«, teils mit dem eigenen Unglauben. Vor allem glaubte es nicht daran, daß dieser arme Berufsträger mit mir mehr einverstanden war als mit ihnen, den »Kollegen«, und daß er es mir gesagt oder geschrieben habe. Dem müßte noch nicht widersprochen werden, wiewohl es die Beleidigung eines Toten ist. An den literarischen Wert seiner Arbeiten, in denen das schlichteste Dingwort einen ganzen Kramladen von Wiener Adjektivschmieragen aufwiegt, glaubte es natürlich auch nicht. Wohl aber war mein Hinweis das Aviso für einen Handel. Ein gewisser Glücksmann, ein stadtbekannter Idealist, der auch eine »Muse« hat, die eine Logenschwester ist, zweifellos einer der schlechtesten Dichter aller Zeiten, fand sich in Gemeinschaft mit einem Blaustrumpf zur Herausgabe der Schriften Wilheims bereit. Ich hätte nie über diesen etwas geäußert, wenn ich geahnt hätte, daß es ihm solche Rettung zuziehen würde, und um mir Aufregung zu ersparen, habe ich mir bis heute den Anblick des Buches mit dem Vorwort des Br! Glücksmann versagt. Daß ein wertvoller Mensch, der um das Leben betrogen wird, nach dem Tod den Nachruhm

mit den Leuten teilen muß, ist zu traurig. Die üblen Gefühle, die sich da einstellen, machen erst einer versöhnlicheren Stimmung Platz, wenn man erfährt, wie er über die Leute gedacht hat, die er für begabter hielt als sich selbst. Und da es auch hoch an der Zeit ist, das Milieu der Wiener Geistigkeit einmal von seinen sachverständigen Opfern beurteilen zu lassen, damit man endlich erfahre, wie parteiisch, gehässig, persönlich und ungerecht meine Angriffe sind, so schiebt sich — bei der Ordnung von Briefen, die eine Kulturgeschichte fünfzehn österreichischer Jahre ergeben sollen — ein kleines Kuvert mit alten Marken, eingeschrieben, vor meine Augen. Ich erkenne sofort die Schrift, und ich erkenne sofort die Pflicht, das durch neun Jahre dem Schreiber bewahrte Vertrauen zwei Jahre nach dessen Tod zu brechen. Die Rücksicht auf eine Existenz, die es zu schützen galt, ist leider Gottes nicht mehr erforderlich.

Das Fremdenblatt erscheint — **Fremden-Blatt** — Abonnement

Redaktion.

Wien, 21. November 1904

Sehr geehrter Herr!

Mein Gewissen gebietet mir, Ihnen endlich zu schreiben und Sie um Entschuldigung zu bitten. Ich habe Ihnen vor etwa acht Wochen einen Artikel für die ‚Fackel' zugesagt und mein Versprechen leider nicht einhalten können. Verdammen Sie mich, wenn Sie es übers Herz bringen, doch bitte hören Sie mich vorerst an!

Wenige Tage, nachdem ich zuletzt mit Ihnen auf dem Graben gesprochen, zog sich zur Abwechslung wieder einmal ein recht arges Gewitter über meinem armseligen Haupte zusammen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß ich vor etwa anderthalb Jahren zum erstenmale aus dem ‚Fremden-Blatte' hätte hinausgeschmissen werden sollen. In Journalistenkreisen wurde die Sache damals viel besprochen und so denke ich, könnte sie auch Ihnen zu Ohren gekommen sein. Wir hatten damals in der ›Elbemühl‹ einen recht alten Verwaltungsratspräsidenten, den

Hofrat Ritter v. Beyer (er kam direkt von der Agramer Septemviraltafel nach Wien und wurde von der Regierung protegiert), dem es nicht einleuchten wollte, daß die Journalisten höhere Gagen bezogen als die Beamten in Agram. Also wollte er »reformieren«. Zunächst ging er den Herren Mendel und Neumann an den Leib, die er partout hinausbringen wollte. Allein es stellte sich heraus, daß diese Herren stärker waren als er — hinter Mendel stand das Ministerratspräsidium, hinter Neumann der mächtige Ritter v. Taussig —, so daß beinahe der Herr Verwaltungsratspräsident Ritter v. Beyer selbst auf der Gasse gelegen wäre. Da er aber zumindest einen Juden hinauslegen wollte, verfiel er auf den armen Redaktionskuli Wilheim, der sich Niemandes Protektion erfreute, der sich seit einem Vierteljahrhundert um einen Schund- und Schandlohn schinden mußte und überdies auch noch die Frechheit beging, vor dem Herrn Präsidenten, der sich in der Redaktion ein Zimmer einräumen ließ, nicht fortwährend auf dem Bauch zu liegen.

So warf sich denn der Herr v. Beyer auf mich. Mir fällt da die alte Geschichte vom Dr. Landsteiner von der ‚Morgenpost' ein, der eines Tags nachhause kam und — — — Den Sch., der sein bester Mitarbeiter war, konnte er nicht hinauswerfen, die Fanny, die seine Geliebte war, auch nicht — so blieb ihm denn nichts anderes übrig, als das Sofa aus der Redaktion zu entfernen. — Dieses Sofa war nun ich. In einer Verwaltungsratssitzung beantragte Herr v. Beyer meine sofortige Entlassung und begründete seine Forderung damit, daß ich seit den 25 Jahren meines Engagements beim ‚Fremden-Blatt' niemals etwas gearbeitet hätte! Die Wahrheit ist, daß ich in den Achtzigerjahren bis tief in die Mitte der Neunzigerjahre hinein sehr viel, wenn auch minderwertiges, gearbeitet habe. Die Wahrheit ist, daß ich mich wie ein Hund geplagt habe und keine Nacht vor 1 bis 2 Uhr die Redaktion verließ. Dies alles wußte der Chefredakteur Hofrat v. Frydmann ganz genau, doch fand er in jener Verwaltungsratssitzung kein Wort der Entschuldigung für mich! Das kommt daher, daß ich mir auch die Gunst des Herrn v. Frydmann, mit dem ich seinerzeit befreundet war, verscherzt hatte.

Durch einen Fremden, den Dr. Paul Waldstein, erfuhr ich von dem gegen mich geplanten Attentat, stellte darüber meinen Chef zur Rede, der sich — zweifellos weil ich auch den

Ausläufern seines Rückens nicht die nötige Reverenz erwiesen hatte — überaus kühl benahm, so daß für mich kein Zweifel bestand, daß er dem Antrage Beyers, wenn auch nicht gerade zustimmend, so doch jedenfalls mit einer mir übelwollenden Objektivität gegenüberstand. So setzte ich mich denn hin und schrieb dem Gesamtverwaltungsrat einen Brief, worin ich ganz unverhüllt die Wahrheit sagte: daß ich in früheren Jahren ein fleißiger und arbeitsfreudiger Mitarbeiter des Blattes gewesen und wie es gekommen, daß ich alle Arbeitslust verloren und zur reinen Maschine herabgesunken sei. Merkwürdigerweise nahm sich meiner im Verwaltungsrate ein anderer — Antisemit an, der Schoeller'sche Prokurist Herr v. Kniep, der gesagt haben soll, es gehe doch nicht an, einen alten Mitarbeiter des Blattes, der vor seinem 25jährigen Jubiläum stehe, so ohneweiters auf die Straße zu setzen. Und so blieb ich noch weiter beim Blatte. Aber die 25jährige Jubiläumsfeier, die meine Kollegen — ich habe 2 bis 3 Freunde unter ihnen — im April d. J. begehen wollten, habe ich dankend abgelehnt. Sogar der Herr v. Frydmann hatte bereits 10 Gulden für das Geschenk subskribiert.

Geehrter Herr Kraus! Ich will Sie mit meinen Auseinandersetzungen nicht weiter behelligen. Aber was ich im letzten Jahrzehnt an Kränkungen und Zurücksetzungen bei diesem Blatte erfahren, darüber könnte ich Bände ausfüllen. Und warum? Weil ich das bißchen Existenzminimum an Anständigkeit und Gesinnung für mich in Anspruch nahm, dessen der Mensch bedarf, um leben zu können. Weil ich nicht hinter all den Mächtigen einherkroch und nicht all die ekelhafte Liebedienerei der Lakaienseelen mitmachen wollte, wurde ich selbst von Kollegen in Acht und Bann getan. Und da ich überdies die Frechheit besaß, für bedrückte Kollegen (diese armen Externisten, deren Sie sich in der ‚Fackel' annehmen sollten!) einzutreten, kam ich in den Geruch eines Stänkerers, den man am liebsten draußen haben möchte. Sehr verehrter Herr Kraus, ganz unglaublich geht es in dieser Wiener Journalistik zu. Etliche von den Herren, die mit dem Ellbogen und wohl auch mit der Zunge arbeiten, sitzen an der großen Schüssel — die andern aber, das sind die wahren Tintenkulis, sie haben die größte Arbeit und der ganze berechtigte Haß der Öffentlichkeit wendet sich

ihnen zu — ihre Arbeitskraft wird in der niederträchtigsten Weise ausgenützt. Ich bin nicht mehr so dumm, mich ausnützen zu lassen — aber die armen Teufel! Wehe jedem, der auch nur aufmuckt! Ihm geht es schlecht und niemand nimmt sich seiner an. Etwa die »Concordia«? Daß ich nicht lach'!

Am 20. September nun ging die Hetze von neuem gegen mich los. Der dirigierende Verwaltungsrat Herr v. Leon fand allerlei an mir auszusetzen und verlangte, daß ich mehr arbeiten solle. Ich stellte die Gegenforderung auf Erhöhung der Gage. Diese wurde mir zugesagt, jedoch später von Frydmann wieder abgeleugnet. — — Für mich besteht kein Zweifel mehr, daß Frydmann mich fallen lassen will. Die Entscheidung über meine Angelegenheit wurde vertagt, da Herr v. Leon bettlägerig ist. — — In aller Bescheidenheit kann ich es sagen: wenn ich wirklich fliegen sollte, so bin ich für das bißchen schäbige Ehre, das unser Stand noch besitzt (oder ist das nur eine fixe Idee von mir?) gefallen.

Geehrter Herr Kraus, glauben Sie deshalb nur ja nicht, daß ich ein Heldentum posiere. Die Wahrheit ist, daß ich an Leib und Seele gebrochen bin. Seit Wochen fühle ich mich krank, sehr krank; am liebsten möchte ich mich ins Bett legen und sterben, wenns halbwegs anginge. Die Aufregungen der letzten Tage haben mich zu Grunde gerichtet. So werden Sie es begreifen, daß ich nicht in der Laune sein kann, für ein Blatt wie die ‚Fackel' zu schreiben, wo vor allem Elastizität und Frische des Geistes erforderlich ist. Bedenken Sie, daß ich Familienvater bin. Ich habe — glauben Sie nur ja nicht, daß ich an Verfolgungswahn leide — selbst im Bureau so viele Feinde, die mir übel wollen, daß ich mich wohl hüten muß, für ein Kampfblatt wie die ‚Fackel' zu schreiben. Und wenn ich aus dem ‚Fremden-Blatt' hinausgeworfen oder hinausintriguiert werde, wer nimmt sich meiner an — etwa die feige »Concordia«? Zwar hat mir Eduard Pötzl — der einzige Mensch, der mir von meinen alten Freunden gut geblieben ist — vor länger als einem Jahr schon zugesagt, daß ich im Notfall beim ‚Tagblatt' Unterschlupf finden könnte — aber nach den Vorfällen der letzten Wochen werden Sie es begreiflich finden, daß es mich selbst zu den Fleischtöpfen des ‚Tagblatt' nicht sonderlich hinzieht.

Nochmals bitte ich Sie also, verehrter Herr Kraus, um Entschuldigung. Sie werden ja meine Situation begreifen und Sie werden die Güte haben, mir die Absolution zu erteilen. Sie sind ja ein guter und einsichtsvoller Mensch.

Ich schließe, verehrter Herr Kraus, mit der Bitte, diesen Brief als vertraulich zu behandeln. Ich wünsche aufrichtigen Herzens, daß Ihnen die Enttäuschungen erspart bleiben mögen, die mir leider in so reichem Maße zuteil geworden sind. Ich wünsche Ihnen, daß Ihnen der frische Mut nie versiegen möge in dem großen Kampf gegen das infame Gesindel.

Recht sehr bitte ich Sie, mir Ihr Wohlwollen zu bewahren und von meiner ganz besonderen Verehrung für Ihre Person überzeugt zu sein,

womit ich ganz ergebenst zeichne

Sigm. Wilheim.

Ich stelle noch fest, daß mir von diesem Manne, den ich nur selten und zufällig sah, außer diesem Seufzer und ein paar zustimmenden Briefen, die auch Angelegenheiten seines religiösen Gefühles betrafen, nie irgendetwas mitgeteilt wurde, was einer »Information« aus dem Berufskreise, an den er gefesselt war, auch nur ähnlich sah. Im Gegensatz zu andern Journalisten, anderer Zeitungen, die ohne zu leiden oder zu klagen, ohne ihr Milieu zu verachten und ohne mich zu achten, die Stelle zu finden glaubten, wo man Rankünen gegen ihresgleichen ablagern könnte. Am 23. November 1911 war mein Nachruf erschienen, in dem kaum ein Hauch von dem Jammer enthalten war, um den ich seit genau sieben Jahren wußte. Heilige Judenzahl! Ein wahrhaft Frommer, der unter dem Aussatz leben mußte, klagt so und malt so ein Bild des Grauens von denen, die dem Volk den Geist vermitteln. Und nun mögen sie ihn totschweigen.

Tod und Tango

(Als ich hörte, daß einer in einer Bar getanzt habe)

5. Februar

In einem Hause in der Taborstraße hat sich gestern nachmittag als Schlußakt eines ehelichen Dramas eine entsetzliche Bluttat zugetragen . . . .

Ein vorzüglicher Gesellschafter und flotter Tänzer, hat der aus angesehener Familie stammende Mann auf einem Kränzchen seine um acht Jahre jüngere Frau kennen gelernt. Er verliebte sich in das bildhübsche Mädchen, und noch im selben Fasching fand die Verlobung statt . . . . Mit seiner Braut und deren Eltern machte er sehr viele gesellschaftliche Veranstaltungen mit und er sowohl wie auch seine Braut waren überall sehr gern gesehen. Auch nach der Hochzeit nahmen die beiden regen Anteil am gesellschaftlichen Leben, und oft fiel bei Ballfesten das elegante Paar auf, das als das beste Tänzerpaar bei hiesigen Elitebällen galt . . . .

Wie Freunde des Mannes behaupten, hatte er Grund zur Eifersucht und geriet in eine solche nervöse Gereiztheit, daß er seiner Sinne kaum mehr fähig war.

Vor vierzehn Tagen leitete die Gattin die ersten Schritte zur Ehescheidung ein . . . . Gestern mittag kam er in die Wohnung seiner Schwiegermutter, um mit seiner Frau zu sprechen . . . . Es kam in Anwesenheit der Mutter zu einer heftigen Auseinandersetzung, und plötzlich zog er

»Dank für das Lied, Skalde! So hab' ich das Lied am liebsten . . . Nimm als Skaldenlohn diesen Armring; bleib' bei mir und halte dich in meiner Nähe — ich will viele Skalden um mich haben.« »Das kann auch nötig sein, Herr, wenn Lieder auf alle Eure Taten gesungen werden sollen.« ». . . . Die Skaldenkunst soll geschätzt und belohnt werden wie andere große Taten, so lang' ich König bin. Nimm Platz — Du gehörst jetzt zum Gefolge; alles, dessen du bedarfst, soll dir frei verabfolgt werden.« »Wessen ich am meisten bedarf, daran wird es Euch wohl bald fehlen, Herr.«

»Das Lied war gut; aber ein bischen Flunkerei muß ja bei jedem Skaldensang sein, und so wars auch bei deinem.«

»Ich hab' eine schamhafte Seele . . .«

»Sag' mir, Handl, wie ging es zu, daß du Skalde wurdest? Von wem erlerntest du die Skaldenkunst?« »Die Skaldenkunst erlernt man nicht.« »Erlernt man nicht? Wie ging es denn zu?« »Ich empfing die Gabe des Leids, und da ward ich Skalde.«

»Sag' mir, Skalde: Du, der weit umhergefahren ist in fremden Landen, hast du je gesehen, daß ein Weib ein fremdes Kind liebte? Es nicht bloß lieb hatte — das mein' ich nicht; sondern es liebte, liebte mit der heißesten Liebe ihrer Seele?« »Das tun nur die Weiber, die keine eigenen Kinder haben, die sie lieben könnten.« »Nur die Weiber —?« »Und zumeist die Weiber, die unfruchtbar sind.« »Zumeist die unfruchtbaren — ? Die lieben die Kinder anderer mit ihrer allerheißesten Liebe?« »Das kommt häufig vor.«

»Dieser Handl ist gewißlich ein Skalde. Er spricht Gottes tiefste Wahrheit aus und weiß es nicht — Ich bin wie ein unfruchtbares Weib . . . . Wie tot und leer ist's in mir . . . .« »Kauft Euch einen Hund, Herr.«

»Und welche Gewähr sollt' ich leisten, daß ich nicht heuchle?« »Gib deinen Lebensberuf auf — dichte nie ein Lied mehr, so will ich dir glauben!«

». . . Ungedichtete Lieder sind stets die schönsten.«

»Auf die List versteht Ihr Euch baß, König Skule . . . . und immer seid Ihr da, wo man's am wenigsten erwarten sollte.«

»Wie bin ich müde, totmüde! Tagaus und tagein inmitten dieses Schwarms zu stehen, lächelnd vorwärts zu blicken . . . .«

(Nach dem Gabor Steiner-Prozeß:) »Weshalb sollte das Recht nicht auf meiner Seite sein? Ist es nicht, als wollte Gott selber mich gleichsam davon überzeugen, da er mich siegen ließ? . . . .«

»Soll ich mich selbst als den rechten ansehen, so bedarf es künstlicher Mittel; ich muß die Erinnerungen verscheuchen und mich mit Gewalt zwingen zum Glauben.«

Erfahrung

Erfahrung.

(Zeichnung von Fritz Schönpflug.)

„Menschen gibt 's dreierlei: De anen, wenn mer sie belästigt, machen sich nix daraus; de andern schau'n an nur verächtlich an; de dritten geb'n an ä paar Petsch."

Pro domo et loco.

Schmock-Gedanken in der Sauregurkenzeit. Erlauscht von de Gal.

Mer is zumut wie an klanen Hund, der alle Leit' anbellt und sich gift, daß er nicht emol kriegt ä Fußtritt.

* * *

Mehr als fufzigmal derf mer nix machen an und denselben Witz. De Leit' sennen blöd genug zu glauben: es fallt an sonst nix ein.

* * *

Ka Stoff! Aber schon gar ka Stoff! Und mit persönliche Gemeinheiten kann mer doch nix füllen das ganze Blatt!

* * *

Wenn mer nix sein kann geistreich, muß mer werden ordinär. De Hauptsache is, daß mer macht ä Aufsehen.

* * *

Das Zitieren ist ä sehr praktische Einrichtung. Mer kann dazugeben etwas, und mer kann wegnehmen etwas, wie mer 's braucht, um zu beweisen ä Tatsache, oder um zu beweisen das Gegenteil.

* * *

In der Wahl von seine Feinde muß mer sein sehr vorsichtig. Anstänkern darf mer nur ä solchen, von dem mer kann voraussetzen, daß er nix wird hauen zurück.

* * *

Willste werden ä großer Mann, mußt du sagen und schreiben Jahr für Jahr, und Monat für Monat, und Woche für Woche, und Tag für Tag, und Stunde für Stunde, und in jeder Stund' siebenmal: »Ich bin ä großer Mann! Ich bin ä großer Mann! Ich bin ä großer Mann!« — Auf de Art wirst du schließlich emol finden anen, der so tut, als ob er 's glaubt.

* * *

Behandle de Menschen wie Ecksteine. Aber gib acht: Manchmal sennen se gepfeffert, und da kriegt mer ä Schnupfen.

zu dessen Karikatur er sich hinabarbeitete. Dabei vergißt er, das Hängekleidchen einer mitunter recht schlecht gespielten Kindhaftigkeit abzutun. Aber — warum denn nicht? ... So lang es Publikum gibt, das zu so etwas sich bekehrt, und Literaturgeschichtenschreiber, die über seine Dirnenfreundschaften und Dirnenseele sich entzücken ... warum denn nicht? Er steht sich besser bei dieser Sorte Bohème als in anderem Kostüm. Seine Dichtung ist unreif wie die Komödie seines Daseins, ein Mosaik von banalen Gemeinplätzen und Frivolitäten, und möchte Dirnenmoral auf den Thron setzen.«

aufgeführt. Sechs Operndirektoren sah Koschat kommen und gehen. Ursprünglich für das Studium der Naturwissenschaft bestimmt; er wurde aber im Angesicht der Kärntenschen Wälder und Seen ein Sänger und Poet. In seinen 110 Werken rauschen vor allem die Quellen des Gefühls und Gemüts; in den meisten Fällen ist er Dichter und Komponist zugleich — 'Verlassen' ist die schmerzvollste und populärste Schöpfung K's. Sie findet sich in seinem lustigen Liederspiel ‚Am Wörthersee', ebenso ‚Arm es Diandle, tua nit wanen' ... Stürmischer Jubel umbrauste K., als er am Schlusse des Abends in seiner Nationaltracht vor dem Vorhange sich zeigte ...«

Und mit so etwas lebt man auf einem Planeten!

* * *

Es wird wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß nur Zuschriften, die administrative Angelegenheiten der Fackel betreffen, also an den »Verlag der Fackel« zu richten sind, Berücksichtigung finden und daß jede Art von Mitteilung, die an »die Redaktion« oder an den Herausgeber adressiert ist, zwecklose Mühe bleibt und auch keine ablehnende Erledigung mehr findet. Man wolle daher die Zusendung von Manuskripten, Zeitungsausschnitten, Informationen, Anfragen, Gesuchen, Einladungen, Theaterbillets, Rezensionsexemplaren, Talentproben u. dgl. unterlassen. Auch die Übermittlung von Urteilen, zustimmender oder ablehnender Art, mit oder ohne Unterschrift, ist unerwünscht, weil nicht die Absicht besteht, das im Entstehen begriffene Werk einer österreichischen Geistesgeschichte in Briefen über den bisher eingelaufenen Stoff auszudehnen. Es bleibt fraglich, was unpassender ist: einer Zeitschrift, die man nicht kennt, Beiträge zu schicken, oder in Kenntnis ihrer Abneigung diese nicht zu beachten und zu glauben, daß sie nur allen, aber nicht dem einen gelte.

Die Dankbarkeit des Rudolf Hans Bartsch

Die Idee eines Karikaturisten, der durch Mittelmäßigkeit sich von der Landplage der absoluten Untalente vorteilhaft abhebt — sie ist in jenem Montagblatt erschienen, das durch die sonderbar eindrucksvollen Gruppenbilder eines gewissen Einer unverdiente Ehre empfängt — versucht eine Rettung des Herrn Rudolf Hans Bartsch. Und zwar so, daß Heinrich Heine, dem eine hagere Hand mit einer Fackel den Lorbeerkranz anzündet, sich nachdenklich über den »Mörder des Herrn Hirsch« beugt und tröstend die Worte spricht: »Mach' Dir nichts daraus, lieber Bruder in Apoll! Mir geht's ja auch nicht besser.« Dem Bartsch zu Füßen, der ein verdrießliches Gesicht macht, liegt zwischen antiliberalen Tagesblättern die ‚Fackel'. Das ist lobenswerte liberale Konsequenz. Sie findet, wenn einem der Ihren eine Zweideutigkeit nachgewiesen wurde, sogleich das Pendant Heine. Rein assoziativ. Die Brüder in Apoll haben ja wirklich auch die Abwechslung, die sie sich im Judenpunkt verschafft haben, gemein. Und es fällt der liberalen Presse gar nicht ein, dem Herrn Bartsch eine abgebüßte Sünde übelzunehmen. Hätte seine Charakteristik des Hirsch ihn nie davon träumen lassen, daß er je zu Heine in eine andere als antisemitische Beziehung gebracht werden könnte, die Widerrufung des Hirsch hat ihm die höchste Auszeichnung gesichert, die der Liberalismus zu vergeben hat: mit Heine in eine Parallele gebracht zu werden, und wäre es auch nur, weil meine Tätigkeit die Verbindung herstellt. Aber schließlich war, was ich beiden Autoren angetan habe, doch nicht die gleiche Ehre, und der Liberalismus sollte nicht so voreilig mit der Verleihung der besten Würde sein, die er schon parat hat, wenn einem seiner Romanschreiber ein Malheur passiert. Deshalb allein, weil Herr Rudolf Hans Bartsch seine Gesinnung umgewechselt hat, ist er noch kein Heine, und er ist es nicht einmal darum, weil er kein Künstler ist. Jener Vorfall ist bloß eine Fußnote in der Geschichte liberaler Geisteskultur, und dieser Zustand war mir lange vor der Hirsch-Affäre bekannt, ohne daß ich es der Mühe wert gefunden hätte, ihn zu enthüllen. Durch eine Weglassung ist Herr Bartsch interessanter geworden als durch alle Zeitungsdrucke, die er ihr verdankt, aber selbst von ihr spricht niemand so viel wie Herr Bartsch. Er legt den größten Wert darauf, ein Opfer klerikaler Umtriebe zu sein, denn das ist das Höchste, was man heutzutag im Literaturleben erreichen

›Dank für das Lied, Skalde! ~~So hab' ich das Lied am liebsten~~ . . . ~~Nimm als Skaldenlohn diesen Armring~~ bleib' bei mir und halte dich in meiner Nähe — ich will viele Skalden um mich haben.‹ ›Das kann auch nötig sein, Herr, wenn Lieder auf alle Eure Taten gesungen werden sollen.‹ ~~. . . . Die Skaldenkunst soll geschätzt und belohnt werden, wie andere große Taten, so lang' ich König bin.~~ Nimm Platz — Du gehörst jetzt zum Gefolge; alles, dessen du bedarfst, soll dir frei verabfolgt werden.‹ ~~›Wessen ich am meisten bedarf, daran wird es Euch wohl bald fehlen, Herr.‹~~

»Das Lied war gut; aber ein bischen Flunkerei muß ja bei jedem Skaldensang sein, und so wars auch bei deinem.‹

~~›Ich hab' eine schamhafte Seele . . .‹~~

›Sag' mir, Handl, wie ging es zu, daß du Skalde wurdest? Von wem erlerntest du die Skaldenkunst?‹ ›Die Skaldenkunst erlernt man nicht.‹ ›Erlernt man nicht? Wie ging es denn zu?‹ ›Ich empfing die Gabe des Leids, und da ward ich Skalde.‹

»Sag' mir, Skalde: Du, der weit umhergefahren ist in fremden Landen, hast du je gesehen, daß ein Weib ein fremdes Kind liebte? Es nicht bloß lieb hatte — das mein' ich nicht; sondern es liebte, liebte mit der heißesten Liebe ihrer Seele?‹ ›Das tun nur die Weiber, die keine eigenen Kinder haben, die sie lieben könnten.‹ ›Nur die Weiber —?‹ ›Und zumeist die Weiber, die unfruchtbar sind.‹ ›Zumeist die unfruchtbaren —? Die lieben die Kinder anderer mit ihrer allerheißesten Liebe?‹ ›Das kommt häufig vor.‹

›Dieser Handl ist gewißlich ein Skalde. Er spricht Gottes tiefste ~~Wahrheit aus und weiß es nicht~~ — Ich bin wie ein unfruchtbares Weib . . . . Wie tot und leer ist's in mir . . . .‹ ~~›Kauft Euch einen Hund, Herr.‹~~

›Und welche Gewähr sollt' ich leisten, daß ich nicht heuchle?‹ ›Gib deinen Lebensberuf auf — dichte nie ein Lied mehr, so will ich dir glauben!‹

~~›. . . Ungedichtete Lieder sind stets die schönsten.‹~~

»Auf die List versteht Ihr Euch baß, König Skule . . . . und immer seid Ihr da, wo man's am wenigsten erwarten sollte.‹

›Wie bin ich müde, totmüde! Tagaus und tagein inmitten dieses Schwarms zu stehen, lächelnd vorwärts zu blicken . . . .‹

(Nach dem Gabor Steiner-Prozeß:) ›Weshalb sollte das Recht nicht auf meiner Seite sein? Ist es nicht, als wollte Gott selber mich gleichsam davon überzeugen, da er mich siegen ließ? . . . .‹

›Soll ich mich selbst als den rechten ansehen, so bedarf es künstlicher Mittel; ich muß die Erinnerungen verscheuchen und mich mit Gewalt zwingen zum Glauben.‹

Sept. 1913

Erfahrung

Erfahrung.

(Zeichnung von Fritz Schönpflug.)

„Menschen gibt 's dreierlei: De anen, wenn mer sie belästigt, machen sich nix daraus; de andern schau'n an nur verächtlich an; de dritten geb'n an ä paar Petsch."

Pro domo et loco.

Schmock-Gedanken in der Sauregurkenzeit.

Erlauscht von de Gal.

Mer is zumut wie an klanen Hund, der alle Leit' anbellt und sich gift, daß er nicht emol kriegt ä Fußtritt.

* * *

Mehr als lufzigmal derf mer nix machen an und denselben Witz. De Leit' sennen blöd genug zu glauben: es fallt an sonst nix ein.

* * *

Ka Stoff! Aber schon gar ka Stoff! Und mit persönliche Gemeinheiten kann mer doch nix füllen das ganze Blatt!

* * *

Wenn mer nix sein kann geistreich, muß mer werden ordinär. De Hauptsache is, daß mer macht ä Aufsehen.

* * *

Das Zitieren ist ä sehr praktische Einrichtung. Mer kann dazugeben etwas, und mer kann wegnehmen etwas, wie mer 's braucht, um zu beweisen ä Tatsache, oder um zu beweisen das Gegenteil.

* * *

In der Wahl von seine Feinde muß mer sein sehr vorsichtig. Anstänkern darf mer nur ä solchen, von dem mer kann voraussetzen, daß er nix wird hauen zurück.

* * *

Willste werden ä großer Mann, mußt du sagen und schreiben Jahr für Jahr, und Monat für Monat, und Woche für Woche, und Tag für Tag, und Stunde für Stunde, und in jeder Stund' siebenmal: »Ich bin ä großer Mann! Ich bin ä großer Mann! Ich bin ä großer Mann!« — Auf de Art wirst du schließlich emol finden anen, der so tut, als ob er 's glaubt.

* * *

Behandle de Menschen wie Ecksteine. Aber gib acht: Manchmal sennen se gepfeffert, und da kriegt mer ä Schnupfen.

Notizen

Zu meinem psychoanalytischen Abenteuer sei mitgeteilt, daß nicht nur in dummen Witzblättern — in nichtwissenschaftlichen —, sondern auch in der ‚Zeitschrift des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller', lange nach der Aufklärung durch die Fackel, die Notiz fortwuchert:

Für Else Lasker-Schüler hatte ein Komitee von klangvollen Namen (Pauline Fürstin zu Wied, Helene Fürstin Soutzo, Selma Lagerlöf, Karin Michaelis, Richard Dehmel, Karl Kraus, Adolf Loos, Peter Nansen, Prof. Walter Otto und Arnold Schönberg) einen Aufruf erlassen. Das Ergebnis waren 11 Mark 5 Pf. Man wird diese Ziffer als ein Kulturdokument nicht vergessen dürfen.

Der Aufruf war zuerst auf dem Umschlag von Nr. 366/67 der Fackel erschienen und ging von da in die Tagespresse außerhalb Wiens über. Sechs Wochen später ergab die Sammlung 4660 Kronen und in Nr. 370/71 wurde mitgeteilt, daß der Scherz durch die Tölpelhaftigkeit einer Berliner Zeitung entstanden war, welche die Summe von 11 Mark, die ihr übermittelt wurde, besonders und auffällig ausgewiesen hat, anstatt den Empfang den Spendern brieflich zu bestätigen und stillschweigend die Summe der Sammelstelle (Prof. Otto) zu überweisen. Drei Monate später — viel dürfte wohl nicht mehr hinzugekommen sein — tauchte die Notiz im Fachblatt der Schriftsteller auf. Es weiß somit von der Existenz der Fackel genau so viel wie das im gleichen Verlag erscheinende ‚Literarische Echo'. Das deutsche Publikum, das die Wortführer dieser Fachjournalistik füttert, hat sich ja im Fall Lasker-Schüler nicht sehr angestrengt. Aber Ziffern, die sich berichtigen lassen, sind immerhin noch bessere Kulturdokumente als Zeitschriften, die die Wahrheit durch die Lüge berichtigen.

* * *

Das Berliner Tageblatt vom 4. November meldet:

Elsa Galafrès wird an ihrem österreichischen Dichterabend am Montag, den 1. Dezember, Skizzen und Novellen von Rittner, Strobl, Molo, Karl Kraus und Peter Altenberg, sowie Gedichte von Ginzkey, Wildgans, J. J. David, Hans Müller, Rilke und Otto König im Harmoniumsaal vorlesen.

Das ist übertrieben. Frau G. wird zwar Arbeiten von den Herren Strobl, Molo, Ginzkey, Wildgans, Müller und König,

vielleicht sogar solche von Altenberg, Rilke, David und Rittner vorlesen, aber keine von Karl Kraus. Er hat ihr vor viereinhalb Jahren — also zu einer Zeit, da er noch nicht selbst seine Schriften vorlas und nach Überwindung schwerer Bedenken — die Erlaubnis zum einmaligen Vortrag der »Welt der Plakate« im »Verein für Kunst« erteilt. Dies, weil die Schauspielerin, die damals an einer Wiener Bühne engagiert war, Mut bewies und trotz der Warnung des Autors, der ein bekannter Kenner der einschlägigen Verhältnisse ist, bei ihrem Vorsatz blieb. In Berlin ist der Beweis von Tapferkeit vor dem Wiener Feind überflüssig, heute ist der Autor mehr als früher der Ansicht, daß weder die »Welt der Plakate« noch irgend eine andere seiner Arbeiten von einer Dame gesprochen werden könnte, und er wünscht nichts weniger, als an einem »österreichischen Dichterabend«, also in übler Umgebung, vorgeführt zu werden. Dies wurde der Vortragenden mitgeteilt, muß aber, da es zwar beachtet, aber die Zeitungsmeldung, die noch unerwünschter ist als der Vortrag, nicht berichtigt wurde und Berliner Freunden der ‚Fackel' es in der Seele weh tut, hier wiederholt werden.

* * *

Die ‚Reichspost' vom 28. Oktober berichtet über einen sonderbaren »Rudolf Holzer-Abend«:

. . . . Aber nicht nur unterhaltend war dieser Abend, sondern auch ganz besonders lehrreich, denn man sah, daß es doch noch möglich ist, daß sich Begabung durchzusetzen vermag. Holzer hatte in seinen einleitenden Worten über den Durchfall seiner Jugendarbeiten mit einer äußerst sympathischen Selbstkritik gesprochen, wobei dem Publikum ein ungetrübter Tiefblick in die Praktiken der Art, Theater zu führen, gewährt wurde und wobei man erfuhr, wie es seinem Stücke »Frühling« erging, das in Nürnberg und Linz vom Publikum sehr angenehm aufgenommen wurde. Und noch freundlicher wirkte es, als Holzer der Person seines einstigen Gegners im Gerichtssaale, Karl Kraus, gedachte, der sich das dem Autor zugefügte Unrecht viel Geld kosten ließ, der juridisch verurteilt werden mußte, sachlich aber, wie Holzer nach Jahren erkannte, im Rechte war. Aus den Arbeiten und der ganzen Person dieses jungen Schriftstellers spricht eine gewisse verhaltene Energie . . . .

Ich las den Bericht auf einer Reise. Oderfurt ist eine Telegraphenstation. Die ‚Reichspost' des nächsten Tages berichtete:

Karl Kraus und Rudolf Holzer.

Eine Erklärung des Herausgebers der ‚Fackel'.

Unser heutiges Morgenblatt enthielt einen Bericht über einen »Rudolf Holzer-Abend«, auf dem der Schriftsteller Holzer einen Vortrag hielt, dessen im Berichte erwähnter Schlußpassus sich auf einen vor zwölf Jahren durchgeführten Preßprozeß Bukovics—Bahr contra Karl Kraus bezog. Zu dieser Stelle im Berichte sendet uns nun Herr Karl Kraus aus Oderfurt nachstehende Erklärung:

»Ersuche richtigzustellen, daß ich niemals Gegner des Herrn Holzer im Gerichtssaal war und niemals mir ein ihm zugefügtes Unrecht viel Geld kosten ließ, sondern daß der Autor Holzer, dessen ich mich gegen den Volkstheaterdirektor angenommen hatte, 1901 Zeuge war und daß sich somit seine heutige Erkenntnis von meinem sachlichen Rechte auf seine damalige Aussage bezieht.

Karl Kraus.«

Damit ist die Sache, bis auf den Punkt, daß »Karl Kraus und Rudolf Holzer« weder ein Stück zusammen geschrieben noch miteinander Rom gegründet haben, so ziemlich geordnet. Unklar bleibt nur, ob der Referent schlecht gehört, weil Herr Holzer so leise gesprochen hat wie 1901, oder ob der Autor, der endlich den Tiefblick in die Praktiken der Theaterführung gewonnen hat, mit dem ich ihm damals vergebens zu Hilfe kam, wirklich Zeugenschaft und Gegnerschaft verwechselt hat. Auf die Frage des Vorsitzenden, was er sich denn über mein Eintreten für seine Angelegenheit gedacht habe, erwiderte Herr Holzer — die einzigen Worte, die er laut hervorbrachte —: »Ich habe mir gedacht, Herr Kraus mischt sich in Dinge, die ihn nichts angehen«, und sah den Theaterdirektor an, der seinem Autor mit einem erfolgverheißenden Nicken zustimmte. Solche Zeugenschaft war noch immer nicht Gegnerschaft; sie war aber der Wahrheitsbeweis für meine Behauptung von der einschüchternden Macht der Theaterdirektoren. Ich hatte den Autor nie gekannt, mich seiner angenommen und wurde verurteilt. Ob es aus juridischen Gründen geschehen mußte, dürfte sich noch nach zwölf Jahren der Beurteilung eines Zeugen, der ja inzwischen kräftiger geworden ist, entziehen. Daß ich sachlich im Rechte war und mir ein dem Autor — doch nicht von mir? — zugefügtes Unrecht viel Geld kosten ließ, ist eine anständige Erkenntnis. Wir wollen es dabei bewenden lassen und den Autor, Zeugen und Gegner nach so vielen Jahren gern darüber beruhigen, daß nicht seine Haltung

— er war damals ohnmächtiger als ich — den Schuldspruch bewirkt hat, sondern daß die Ungeheuerlichkeit den Geschwornen durch die Beteuerung leicht gemacht wurde, daß ich den Klägern »das Geschäft störe«, die auch ihrerseits versicherten, daß ich mich in Dinge mische, die mich »nichts angehen«. Das war nur zu wahr; ich war geschäftlich an der Entwicklung der Volkstheaterdinge nicht beteiligt. Schwamm drüber. Ich möchte Herrn Holzer jetzt nur noch ans Herz legen, daß er künftig zwar mit verhaltener Energie, aber doch nicht zu fest in der Literatur oder in Erlässen auftreten möge. Daß er sauberer ist als das Geschmeiß von verdorbenen Strichjungen, die heute in Wien Schreibarbeiten verrichten und die im Gerichtssaal vielleicht lauter, aber nicht männlicher sich gebärden würden, glaube ich gern. Und damit Schluß und den Schwamm drüber, als den sich ein junger Autor manchmal aufführt, wenn er Zeugenschaft ablegen soll gegen seinen Bedränger und Partei nimmt gegen seinen Beschützer. Der seltene Fall, daß einer nicht nur verurteilt wird, weil er recht hat, sondern daß durch die Verurteilung sein Recht erst bewiesen wird, ist schon »viel Geld« wert. Es war mehr als der Jahresgehalt des Vorsitzenden. Aber Herr Bahr ist nicht mehr Theaterkritiker. Ich danke Herrn Holzer für sein Bekenntnis, das sich hinter einem unklaren Bericht doch zur Geltung bringt. Nicht immer wird Jugend und gar jene, deren Schwäche, an mir entbrannt, in hysterischem Haß Tatbestände leugnet, verzerrt oder erlügt, solcher Reue fähig sein.

* * *

‚Der Berliner Dienst', eine Korrespondenz, der alle verstümmelten Zitate aus der Fackel in reichsdeutschen Blättern zu verdanken sind und deren unterstützende Tätigkeit schon einmal heftig abgelehnt wurde, erbittet neuerdings ein Freiexemplar und verspricht dafür, »Propaganda zu entfalten«:

Es muß Ihnen daran gelegen sein, daß Ihr Blatt möglichst oft in der deutschen Presse genannt wird. Da wir die Berliner Redaktion von etwa 350 deutschen Zeitungen sind, darunter die ernstesten Blätter des Reiches, sind wir in der Lage, Ihnen für die Verbreitung Ihres Blattes ganz außergewöhnlich zu nützen. Eine ganze Anzahl bedeutender Blätter sendet uns bereits die einzelnen Nummern möglichst schon in den Aushängebogen vor dem Erscheinen, was wir auch Ihnen zur Überlegung empfehlen.

Ecksteine. Aber gib acht: Manchmal sennen se gepfeffert, und da kriegt mer ä Schnupfen.

Heerhaufens wissenschaftlicher und literarischer Korruptionisten, Scharlatane und Marodeure.

Das Zitieren ist eine sehr praktische Einrichtung, und ich habe nicht links, nur rechts etwas weggenommen, um eine Tatsache zu beweisen und um zu beweisen das Gegenteil und so die Welt zum Klappen zu bringen. Ich halte Gleichmaß: es gelingt mir nicht. Unstimmig wird es. Rechts mag so übertrieben sein wie links, mit seiner Meinung meinen Wert verfehlen, wie es mit seiner Hoffnung meinen Wunsch verfehlt. Aber wo, in mir oder um mich, stimmt es weniger, wenn so und so ich anzusehen bin? Rechts mag irren: links leidet schwer an mir. Hysterie macht dem Gesunden das zum Vorwurf, was er haßt: sie selbst. Und das vertrackteste Problem dieser Tage ist, daß sie Papier hat und, was gedruckt wird, käme es auch aus dem Mastdarm, als Urteil wirkt und als Humor. Ich spreche aus Erfahrung. Aus einer, die mich nicht die Gewalt, sondern die Schwäche meiner Umgebung fürchten läßt. Ein und derselbe Korrespondent hat mich schon als Gott verehrt, als Hund verachtet. Ist der Zwist nicht in der Person, so ist er in der Zeit. Was bleibt dem, der so leben muß, übrig, als die Kontraste zu verzeichnen? Und jegliche Verzeichnung zu verzeichnen? Wir haben ein Witzblatt, das erst wenn man es nachdruckt, eines ist und dann erst recht nicht. Wir haben einen Humor im Hause, der, wenn andere Zeichen trügen sollten, uns versichert, daß wir im Abort leben. Nichts bleibt da zu tun, als die Leute vorzuführen und stinken zu lassen. Schreiben zu lassen. Zeichnen zu lassen. Unglücklichen zu helfen, deren Wille zur Bosheit eben noch vermag, sich selber zu beschmutzen. Die ihren Zeichner vernichtende Karikatur sich nicht entgehen zu lassen und durch einen gelungenen Schönpflug einen Stümper wie den Blix zu beschämen. Ferner dem Staat die Steuern zu verweigern. Denn das Individuum, das sich hinter der feschen Chiffre »de Gal« verbirgt, wird vom Staat ausgehalten. Es wäre Feigheit, einen Menschen, der sich verkriecht, zu beschimpfen, aber man muß auch nicht zu seiner Ernährung beitragen. Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, erübrigt die Feststellung, daß der Satiriker nicht Offizier ist, sondern in einem andern Amt für meine Wohlfahrt sorgt. Ich habe ihm aber auch schon einmal einen Brief nicht beantwortet. Ich spreche die Hoffnung aus,

Ka Stoff! Aber schon gar ka Stoff! Und mit persönliche Gemeinheiten kann mer doch nix füllen das ganze Blatt!

* * *

Wenn mer nix sein kann geistreich, muß mer werden ordinär. De Hauptsache is, daß mer macht ä Aufsehen.

* * *

Das Zitieren ist ä sehr praktische Einrichtung. Mer kann dazugeben etwas, und mer kann wegnehmen etwas, wie mer 's braucht, um zu beweisen ä Tatsache, oder um zu beweisen das Gegenteil.

* * *

In der Wahl von seine Feinde muß mer sein sehr vorsichtig. Anständkern darf mer nur ä solchen, von dem mer kann voraussetzen, daß er nix wird hauen zurück.

* * *

Willste werden ä groißer Mann, mußt du sagen und schreiben Jahr für Jahr, und Monat für Monat, und Woche für Woche, und Tag für Tag, und Stunde für Stunde, und in jeder Stund' siebenmal: »Ich bin ä groißer Mann! Ich bin ä groißer Mann! Ich bin ä groißer Mann!« — Auf de Art wirst du schließlich emol finden anen, der so tut, a's ob er 's glaubt.

* * *

Behandle de Menschen wie

Er ist der Mann und Märtyrer der publizistischen Überzeugungstreue. Diesem Manne verdanken wir es — ich kann mich hierin als völlig objektiver Beurteiler ausgeben, weil mein Wirkungskreis ein wissenschaftlich-religiöser ist und ich in jeder Hinsicht unabhängig bin —: daß die bisher nur auf dem Papier stehende Preßfreiheit, die im Grunde nur eine Banditenfreiheit für literarische Freibeuter, finanzielle und politische Volksbetrüger war, zur Tat geworden ist. Er hat dem die ganze Welt beherrschenden literarischen Journal-Drachen die Zähne ausgeschlagen.... Was Kaisern, Königen, Fürsten, Parlamenten und Regierungen mit ihren ungeheuren Machtmitteln nicht gelungen ist, das hat dieser Mann allein, ohne jegliche Hilfe lediglich durch die Mittel seiner genialen Begabung vollbracht. Er hat die jüngste und stärkste Großmacht, den Tyrannen unseres modernen Tschandalenzeitalters, die Preßkanaille, gestürzt! Diesem Manne kommt nicht lokal wienerische, nicht österreichische, nicht deutsche Bedeutung allein zu, dieser Mann hat den Ariogermanen wieder das Recht der öffentlichen Aussprache zurückgegeben, er hat es uns ermöglicht, daß wir jetzt, wo wir das überwältigende Schauspiel erleben, daß sich über dem seiner Lösung sich nähernden Nationalitäten-Problem riesengroß das Rassen-Problem erhebt und Europa und seiner Kultur der Untergang in der gelben und schwarzen Flut droht, unsere mahnende und belehrende Stimme erheben können. Er hat uns die Sprache wieder gegeben und die bellende »Journaille« mundtot gemacht. Wer daher Karl Kraus schmäht, der degradiert sich selbst, der tritt von selbst in die Reihen des allerdings noch immer nur zu zahlreichen

Wer weiß etwas? Mit vollem Namen steht mein Schönpflug da, und zeigt ein Bild, das aller Beifall findet und dennoch kaum so schön sein wird wie dieses, das ihn selbst zeigt. Doch wo sind Spadifankerl, Schnidibumpferl, wo Springinkerl und all die Losen und Jeremias? Warum bleibt dort der schlanke Kavalier, auf dessen Lippe der feine Spott Platz hat, ungenannt? Wer ist es? Warum ist hier Rest und Rätsel? Warum deckt sich Kunst nicht mit dem Leben wie die beste Zeichnung eines Wiener Witzblattes mit der schlechtesten des Simplicissimus? Pauspapier ist mir nicht verläßlich genug, ich muß sie photographieren, die reizende Damenspende. Es ist ein alter Lieblingswunsch von mir. Worüber unterhalten sich die Herren? Selten hat man noch so sympathische Gestalten beisammen gesehen. Es ist Neu-Österreich selbst, zum Sprechen ähnlich. Was wird beraten? Am Ende ist es jene Sitzung, die zur Feier des 400. Heftes von einem Pseudonym besungen ward?

Vierhundert Wochen ehrlicher Tat,
Warmblütigen Strebens und fleißiger Saat.
. . . . Wir kannten uns kaum. In frohen Stunden
Hat uns ein Lied, ein Scherz verbunden,
Ein bißchen Kunst- und Geselligkeitspflege.
Und dann ging jeder die eigenen Wege.

Einmal — es war eine Sommernacht —
Da wurde es still in unserem Kreis,
Wie Lauschen. Dann sagte einer leis:
Jetzt haben wir alle — dasselbe gedacht.

. . . . Nun gings zur Tat mit jauchzender Kraft
Und klug gezügelter Leidenschaft . . . .

. . . . Und viele begreifen's noch immer nicht,
Und vielen fehlt noch die Zuversicht . . . .

Die Tat geht weiter. Die kleine Schar
Kämpft fort für das Eine, das sie vereint,
Und scheut keinen Haß und keine Gefahr . . . .

Und das Wort, das sie dachten, es heißt Abort. Es war die Sitzung, Nämlich in der für Nr. 401 das Bild besprochen wurde, das »In der Adriaausstellung« heißt und einen alten General im Gespräch mit einer alten Frau vorführt, über deren Kopf die Aufschrift »I. Klasse 10 h« zu lesen ist: »Na, wie is denn der Besuch?« »Pissoir sehr gut, Ex'llenz; aber Klosett miserabel.«

daß er sich zurückziehen, Vorgesetzte nicht mehr mit penetranten Scherzen belästigen und auch meine Nerven nicht unnötig in Anspruch nehmen wird. Ich spreche die Erwartung aus, daß zimmerreine Literaten, die Wert auf eine Erwiderung ihres Grußes zu legen scheinen, ihren Namen in seiner Nachbarschaft nicht mehr blicken lassen werden. Ich spreche die Überzeugung aus, daß jetzt Ruhe und geordnete Verhältnisse einkehren werden. Ich spreche aus Erfahrung. Ich kenne die Herren Satiriker, und sie glauben mich zu kennen, wenn sie sich auf meine Gutmütigkeit verlassen. Ich kenne die Herren persönlich, oder brieflich, oder gar aus einem Bilde, dessen Zeichner offenbar nicht übertrieben hat.

Eine Redaktionssitzung der „Muskete". (Aus unserer diesjährigen Damenspende.)

Doch mir, der die Wirklichkeit in ihrer ganzen traurigen Gestalt erfaßt hat, läßt hier die Phantasie noch einiges zu erraten übrig. Ich verstehe, eine Damenspende. Aber wozu die feine Unterscheidung zwischen Name, Pseudonym und Anonymität? Wer soll begreifen, daß Satiriker, die den Mut haben, den Staat, die Armee, die Kirche und die Hausmeister anzugreifen, nicht auch den Mut haben, ihre Pseudonyme unter ihre Konterfeie zu setzen? Der geistige Leiter des Unternehmens, der die kurzen Beine baumeln läßt und offenbar noch müd ist von Czernowitz, nennt sich wenigstens anders als er heißt. Von dem Herrn, dem dritten gleich links mit dem Zwiebelgesicht, läßt sich vermuten, daß er es hinter mehreren Schalen verbirgt. Sollte er am Ende —? Wo ist de Gal?

gefügigen Einheit zu sein, sich auflehnen. Sie sind die lautesten und bringen deshalb das ganze Publikum in Verdacht, das ja auch ~~aus Leuten besteht~~, deren Widerstand Anstand bleibt. »Er ist doch ä Jud!« ist das Urteil, das jene schon in die Vorlesung mitbringen, nur widerwillig für 2½ Stunden aufgeben und mit dem Überzieher wieder in Empfang nehmen. Man bedenke aber, was es heißt, aus Leuten, die »jeden Früh aufkommen« und dann den ganzen Tag wach und intelligent bleiben, am Abend eine willige Einheit zu machen, als Vorleser, ohne Maske, ohne Orchester. Niemand, zu allerletzt der oben steht, kann es ihnen übelnehmen, daß sie sich hinterdrein salvieren und jene Einwände hervorsprudeln, die ihnen bei der Hand waren, ehe sie sich der Reinigung ~~der~~ Leidenschaften unterwarfen. Wenn sie schon baden gehn müssen, so wollen sie doch nachher wieder schmutzig sein. »Er ist doch ä Jud!« haben sie immer, auch hinter der Erscheinung, deren suggestive Wirkung eine Welt umarmt hat, ausgerufen. Das wäre das geringste. Viel unappetitlicher sind Rufe wie die bereits von mir in satirische Dialoge aufgenommenen: »Was er davon hat, fortwährend mit den Angriffen auf die Presse, möcht ich wissen!« »Alle Welt is für Heine — er muß gegen Heine sein!« Nach Anhörung eines solchen Dialogs soll einer bemerkt haben: »Jüdeln kann er wie unsereins, aber schimpfen tut er doch!« Ein anderer resumierte: »Er wär doch froh, wenn er in die Presse hineingekommen wär!« »Möcht wissen, was er sagen möcht, wenn ein anderer so über ihn vorlesen möcht«, äußerte ein Mädchen. »Die Presse ist doch das bestgeschriebenste Blatt, und wenn er sich auf den Kopf stellt!«, rief eine Matrone. »Ich bitt Sie, Brotneid!«, sagte ein Wissender. Man hat auch schon Sätze gehört wie: »Ich hab dir gesagt, ich geh nur zu Salzer!« »Alles niederreißen — treff ich auch.« »Was ist das gegen früher! Er hat sich ausgeschrieben.« »Auernheimer hat er heut in Ruh gelassen.« »Der Gerasch liest im kleinen Finger besser!« »Nichts für junge Mädchen, das nächste Mal bleibst du mir zuhaus.« »Er wird sich noch Feinde machen.« »Schnupfen hat er auch.« »Die so stark applaudiert haben, das ist die Clique, die Journalisten!« Das letztemal soll bemerkt worden sein: »Sagen Sie mir um Gotteswillen, was will er nur von den Leuten?« »Siehst du, das ist also Karl Kraus der Gemeine, aber lesen kann er!« »Nicht einmal ein reines Taschentuch hat er!« Und der ärgste von allen Anwürfen: »Ich kenn ihn persönlich!« — Glaubt der Einsender, daß ich unter den Leuten, die so sich wiederfinden können, sitzen könnte? Über ihnen ist's viel leichter. Glaubte ich, daß die Wirkung, zu der ich sie zusammenschließe, vorhält, dann müßte ich mich, wie ich's ihnen bei der letzten Vorlesung sagte, wundern, daß nicht entweder die von mir gebrandmarkten Gauner gelyncht werden oder ich. Dieser Effekt bleibt aus. Aber daß sich der andere, den auszukosten die einzige Entschädigung für meine Nerven ist, über allen Zerfall und alle Schäbigkeit doch auf unsichtbare Art fortsetzt, ist der Glaube, der mir das Recht auf solchen Genuß und solche Erholung gibt.

Glossen

Humoristen untereinander

»⊙ Roda Roda ersucht um den Abdruck folgender Zeilen:

‚Ende Juli 1911 erhob Herr Karl Ettlinger öffentlich die Beschuldigung gegen mich, ich, Roda Roda, hätte ein falsches Ehrenwort abgegeben.

Das Schöffengericht des königlichen Amtsgerichts München hat über diese Beschuldigung Herrn Ettlingers (und andere Dinge) am 29. Mai 1913 geurteilt. Laut diesem Urteil ist die Behauptung Herrn Ettlingers unrichtig. In einem Schriftstück vom 28. Juli 1913, gefertigt von den Anwälten beider Parteien, hat Herr Ettlinger alle in dem erwähnten Urteil festgestellten Tatsachen als zutreffend anerkannt. Herr Ettlinger gibt also damit selbst die Unrichtigkeit seiner Beschuldigung zu.

Roda Roda hat ein falsches Ehrenwort also nicht abgegeben.'

△ Karl Ettlinger übermittelt uns folgende Zuschrift mit der Bitte um Veröffentlichung:

‚Wenn man einen Beleidigungsprozeß (Klage und Widerklage) durch einen Vergleich beendet, so gibt man — meiner Ansicht nach damit dem Willen Ausdruck, die Sache zu erledigen. Sonst schließt man eben keinen Vergleich. Herr Roda Roda aber scheint sich trotz des geschlossenen Vergleichs immer noch nicht beruhigen zu können. Er veröffentlichte in Ihrem geschätzten Blatte einen Brief, der einer Ergänzung bedarf, da Herr Roda Roda einen wichtigen Punkt zu erwähnen vergißt.

Das Gericht stellte nicht nur fest, daß mein Vorwurf gegen Herrn Roda Roda, er habe ein wissentlich falsches Ehrenwort gegeben, unbegründet sei, sondern das Gericht stellte auch fest, daß der beleidigende Vorwurf Roda Rodas gegen mich, ich hätte mich in meiner Kritikertätigkeit durch Geld beeinflußen lassen, unbegründet sei. Beide Parteien haben im Vergleich die Richtigkeit der gerichtlichen Feststellungen anerkannt, beide Parteien haben somit zugegeben, daß die gegenseitig erhobenen Vorwürfe unbegründet seien. Nur auf dieser Basis war ein Vergleich möglich.'

Mit dieser Erklärung ist die unerquickliche Angelegenheit für die Öffentlichkeit erledigt.«

Aber noch nicht die Humoristen. Herr Ettlinger (Karlchen) und Herr Rosenfeld Rosenfeld (Roda Roda) bestreiten also, daß sie bestechlich, beziehungsweise wortbrüchig seien, behaupten aber, daß die Herren Ettlinger und Roda Roda Verleumder seien. Nur auf dieser Basis war ein Vergleich möglich. Auf dieser Basis ist aber auch ein Erfolg bei den deutschen Weinreisenden möglich. Das Kabaret-Gewieher, das jetzt seit zehn Jahren durch die deutsche Nacht zieht, läßt sich durch kein Bedenken stören, aber durch jedes animieren. Nur darf man's nicht zu bunt

vorlese, oder: daß mich die Erscheinungen in dieser nicht bewegen und daß ich blind sei für ihre erschreckende Ähnlichkeit mit dem Leben, das außerhalb des Vortragssaales von mir gesichtet wird. Man muß nicht seit fünfzehn Jahren, sondern nur seit zwei Jahren die Fackel gelesen haben, um zu wissen, warum ich aus ihr vorlese. Man muß nicht spüren, daß in vielen meiner Arbeiten die Fähigkeit schon enthalten ist, das Geschriebene den Leuten ins Gesicht zu sagen. Aber man muß wissen, daß ich darauf hingewiesen habe; sonst ist man ein so schlechter Leser wie Hörer. ~~Aber~~ selbst einer, der nie eine Zeile gelesen und nur die letzte Vorlesung gehört hat, muß wissen, daß ich mir über die gedankliche Tragweite meines Vortrags keine Illusionen mache und ihr Ende eben dort sehe, wo die Garderobe beginnt. Daß ich unter Hörern wie unter Lesern Hörer wie Leser für vorstellbar, möglich und existent halte, die mehr als einen Reiz oder selbst eine Erschütterung durch den Tonfall von etwas, was sie nicht verstehen, mitnehmen, braucht nicht gesagt zu werden. Die Masse kann und soll nicht verstehen. Sie leistet genug, wenn sie sich aus trüben Einzelnen zu jenem Theaterpublikum zusammenschließt, das der unentbehrliche Koeffizient schauspielerischen Wertes ist. Dieses Publikum, wenn es nur richtiges Publikum ist, bewährt sich am wenigsten an solchen geistigen Gestaltungen, deren Stoff ihm geläufig ist, weil es von ihnen kaum mehr als den Humor der stofflichsten Assoziationen, der Nomenklatur (Männergesangverein, Bahr, Concordia, Zifferer, Grubenhund) erfaßt, und bewährt sich am besten dort, wo es von der rhythmischen Wirkung der Pflicht jedes Verständnisses überhoben wird: an den gedanklich schwersten, aber von der dynamischen Welle zu jeder Psyche getragenen Stücken, gegen deren Stofflichkeit, deren »Tendenz« die fünfhundert Einzelnen rebellieren müßten. Darum ist es erklärlich, daß an einer Stilgestalt wie »Karpath« eben noch der Name komisch berührt und die »Chinesische Mauer«, von der nicht ein Wort verstanden wird, den Saal in Aufruhr bringt. Je stärker solche Wirkung auf die empfangende Masse war, desto heftiger ist die Reaktion der sich am Schlusse wiederfindenden Individuen. Es ist vollkommen gleichgiltig, ob das Publikum aus Verehrern oder Feinden, Theosophen oder Monisten, Denkern oder Generalkonsuln, Wienern oder Persern, Christen oder Juden besteht. Von welcher Menschenart es ist, zeigt sich erst im Zwischenakt und in der Garderobe. Das psychologische Rätsel besteht in der Anziehung einer Vielheit, der man doch das Gefühl nachrühmen muß, daß sie hier etwas durchzumachen habe, und in der Verwandlung von fünfhundert Männern oder Weibern zu der Einheit Weib, die Publikum heißt. Die Reaktion wird je nach dem Grade der Erziehung mehr oder minder geräuschvoll ausfallen. Leute, die durch den Eintritt in die Vorlesungen eine größere Geschmacklosigkeit beweisen als durch die Art ihres Austrittes, werden am heftigsten gegen die ihnen aufgezwungene Pflicht, Teil einer eindrucks-

mit der Übersendung der Eintrittskarten am 1. Oktober zugehen wird. . . . Die Hauptprobe zu dieser Aufführung findet Donnerstag, den 3. Oktober statt und zwar abends ½6 Uhr bis gegen 10 Uhr, falls es gelingt, die mitwirkenden Kräfte für diesen Abend von ihren Verpflichtungen in Leipzig, bezw. Berlin zu befreien, sonst vormittags 11 Uhr. Auch hierzu erlaubt sich . . . . Mit Rücksicht auf die Eigenart der Aufführung . . . . mit großem Danke begrüßen, wenn die Besucher der Premiere durch einen kurzen Bericht über die Hauptprobe etwas vorbereitet würden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst
Hellerauer Verlag.

Was hiermit geschieht. Nicht ohne die Bemerkung, daß dieser Hellerauer Verlag es ist, der nicht nur diese Aufführung, sondern auch die deutsche Übersetzung dieses Werkes von Claudel in diese Hand genommen hat.

* * *

Mittwoch 1. Oktober 1913

Geehrter Herr!

Unter dem Eindruck der gestrigen Vorlesung im Musikvereinssaale, möchte ich mir erlauben, Sie auf Ihren persönlichen Mut zu prüfen.

Bitte — versuchen Sie, in Ihrer Fackel, eine Erklärung dafür zu finden, resp. zu geben, daß Ihr Auditorium, Ihr begeistertes Auditorium, fast durchwegs gerade aus jenen Juden besteht, die Sie so heftig angreifen und kritisieren.

Ich muß gestehen, daß ich sowohl von der Wirkung Ihrer Persönlichkeit als Ihrer lebendigen Vortragsart angenehm überrascht war — trotzdem ich seit Anbeginn der Fackel deren treuer Leser bin; nochmehr überrascht war ich über das Auditorium, welches Ihnen, unter dem Banne Ihrer Vortragskunst, frenetischen Beifall zollt — um schon in der Garderobe auszurufen: »Er ist doch ä Jud'!«

Es würde mich freuen, wenn Sie mir dieses psychologische Rätsel lösen könnten, und wäre Ihnen dankbar, wenn dies unter Wahrung des redaktionellen Geheimnisses geschehen könnte. In Hochachtung — —

Ein treuer Leser der Fackel seit Anbeginn sein und erst im fünfzehnten Jahr neugierig, ob ich Mut habe: das ist kurios. Indes, da ich die Angelegenheit nicht so sehr für ein Problem des Mutes als der ästhetischen Einsicht halte, so kann ich zwar antworten, aber ohne zu wissen, ob nicht in fünfzehn Jahren wieder ein Leser mich fragt, ob ich eigentlich auch Mut habe. Es ist eine herzige Ansicht, daß ich in der Fackel alles ausdrücken könnte, was mich bewegt, mit Ausnahme jener Realität, der ich es

macht die ‚Kölnische Zeitung' (eine der namhaftesten der reichsdeutschen Zeitungen) über die Wiener Art folgende Bemerkungen: »Man ist daran gewöhnt, daß sich die moderne Publizistik um alles kümmert, das Wichtige wie das Gleichgiltige, daß sie im Strome der Geschehnisse nach allem fischt. Daß große Zeitungen hohe Telegrammkosten daran hängen, um nicht nur zu berichten, was für alle wichtig ist, sondern auch, daß irgendwo einem gleichgiltigen Menschen seine Frau davongelaufen oder daß ein Negerboxer mit Reisemarschall, Privatsekretär und Kammerdiener in einer Hauptstadt eingetroffen ist, findet der moderne Mensch ganz in der Ordnung. Die Erwägung, daß man das ebensogut vierundzwanzig Stunden später erfahren würde und daß nicht das mindeste versäumt wäre, wenn man es gar nicht erführe, stellt der heutige Zeitungsleser gar nicht mehr an. Man braucht nur alte Zeitungsbände zu durchblättern, in denen selbst wichtige Ereignisse mit ein paar Worten abgetan sind und in denen die wohldurchdachte Betrachtung den größten Raum einnimmt, um zu sehen, wie sehr die Berichterstattung über Unwesentliches, Wertloses, Gleichgiltiges zugenommen hat. Noch ist die deutsche Presse in der geschwätzigen Berichterstattung nicht so weit wie die Wiener, in der alles, ein Ball, ein Diner, ein Selbstmord, eine Feuersbrunst, ein Straßenbahnunglück mit dem Aufwand von spaltenlangen Schilderungen, unter sorgfältiger, geradezu kindischer Darstellung auch der unwesentlichsten Einzelheiten beschrieben wird. Aber es scheint, daß wir namentlich in Berlin auf dem besten Wege dazu sind. Die starke Einwanderung österreichischer Journalisten in Berlin hängt wohl damit zusammen ...« Das Traurigste an dieser Entartung der Presse ist nun freilich, daß das Publikum dafür jede Empfindung verliert und den Dreck dieser »Berichte« heißhungrig hinunterschluckt.

Man muß nicht bis Köln gehen, um diese Wahrheit über Wien zu hören. Aber freilich, wenn man sie in Wien hört, dann hört man wohl auch etwas von Mißbilligung einer prinzipiellen Einsicht, die gelegentlich abirrt, wenn es Wahltage oder andere Partei-Begräbnisse gibt, um dann die bürgerlichen Expropriateure der Stimmung zu expropriieren.

* * *

Der norddeutschen Presse erscheint der Wunsch eines Autors, daß sie sinnentstellende Druckfehler in einem unerlaubten Nachdruck korrigiere, nicht wichtig genug. Sie hat das ihre getan, wenn sie den Artikel ohne zu fragen genommen hat. Alles übrige ist kleinlich. Der sogenannte ‚Tag' — kein Unwetter kann einen Tag so schlecht redigieren — wird geradezu satirisch:

Zur gefl. Beachtung! Der Verlag der Wiener Zeitschrift ‚Die Fackel' legt großen Wert darauf, einen Druckfehler, den er am 27. Juli d. J. in diesem Blatte schaudernd lesen mußte, berichtigt zu sehen. Die Überschrift einer aus der genannten Zeitschrift damals abgedruckten

Preßstimme über das Jahrhundertfestspiel Gerhart Hauptmanns lautete: »Und Hauptmann denkt« — sie muß jedoch heißen: »Und Hauptmann dankt«.

Ich hoffe, dieser Gesellschaft noch etwas von dem Schauder abzugeben. Bis dahin sollten sie Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung mir ganz allein überlassen. Es muß für Außenstehende peinlich sein, wenn flaches Volk an mir satirisch wird, statt die umgekehrte Ordnung der Dinge ruhig über sich ergehen zu lassen. »Preßstimmen« abzudrucken, bin ich da. Ich selbst bin keine. Über Druckfehler kann man verschiedener Ansicht sein. Der eine Autor möchte sich erschießen, der andere geht ins Palais de dangse. Ein Druckfehler ist die ganze Institution, und der Gutenberg hat die Patzerei angerichtet. Druckfehler, die die einzigen Vorzüge in einem Tagesblatt sind, genieren mich nicht, aber mich schaudert, meinen Namen und meine Sätze dort zu finden. Ist es einmal geschehen, so muß ich auf Wiederherstellung des Textes dringen, zu dem oft eingestandenen Zweck, den Leuten das Leben unbequemer zu machen und ihnen die Lektüre der ‚Fackel' bis auf die Umschlagseite, wo der Nachdruck verboten wird, abzugewöhnen. Ihnen kann durch einen Druckfehler gar nichts entstellt werden, eher verbessert, aber mir wird mein Text entstellt, wenn sie ihn nur anfassen, und geschähe es selbst unter zehnfacher Revision. Ich vertraue mich nun einmal solchen Papieren nicht an und will lieber bestohlen als zitiert sein, basta. Eine »Preßstimme« gebe ich einer norddeutschen Tageszeitung noch lange nicht ab, auch wenn ich sie wegen der Enthaltung von eigenem Geist für ungleich anständiger halte als die Wiener Kolleginnen. Aber daß sie alle, wenn sie in Wut kommen, für den geschmähten Gegner keine ärgere Herabsetzung kennen als die Titulatur »Preßstimme« — »So a Hur!« sagen die Huren — das allein macht schon den Fall erlebenswert.

* * *

Sehr geehrte Redaktion!

Der unterzeichnete Hellerauer Verlag gibt sich die Ehre, Ihre geschätzte Redaktion zu dem Besuche der deutschen Uraufführung von

Paul Claudels »Verkündigung«
für Sonntag, den 5. Oktober, abends ½6 Uhr

ergebenst einzuladen.

Diese Aufführung steht in keinem Zusammenhang zur Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze. Diese hat nur den Saal zur Aufführung hergegeben und nur dieser Saal in seiner Anordnung von Bühne und Zuschauerraum, seiner Beleuchtungsart und der damit gegebenen Bühnenaufgabe steht zu Claudels Stück in einer wesentlichen Beziehung. Diese darstellerisch zum Ausdruck zu bringen, soll eben Aufgabe dieser Aufführung sein. Im übrigen unterrichtet über die künstlerische Absicht dieser Veranstaltung ein Programmbuch, das Ihrer geschätzten Redaktion

Text gehen nicht ins Geld. Aber wenn's einmal hinten drunter und drüber geht, wenn auch dort kein Verlaß mehr ist — was dann? Es gibt noch konfessionelle Interessen, die ihre Protestversammlung wert sind. Hier sind sie in Gefahr.

* * *

Vorlesungen wurden abgehalten in: Mährisch-Ostrau (Deutsches Haus) am 28.; Czernowitz (Deutsches Haus) am 31. Oktober; Triest (Schillersaal) am 7.; Pola (Riviera-Saal) am 8.; Graz (Landschaftlicher Rittersaal) am 10. November.

*

In der Provinz, wo der Charakter noch nicht auf den Journalismus draufgegangen ist, wo Druckerschwärze noch nicht auf das Wesen abgefärbt hat und nichts weiter als das vorhandene Mittel bedeutet, ein ordentliches Gefühl des Privatmannes mitzuteilen, erscheinen vor und nach jeder Vorlesung größere Aufsätze, die, in den seltensten Fällen von Berufsrezensenten und fast immer, in Empfänglichkeit und Ausdruck, auf einem höheren Niveau geschrieben sind als alles, was vom Referatpöbel der Großstädte zu erwarten wäre. Was hier bestenfalls die Aussage über Furcht und Hoffnung des in Verhältnisse und Beziehungen verstrickten schlechten Gewissens wäre, das sich nur durch Routine »aus der Affäre« zieht, ist dort der Versuch, geistige Gefolgschaft zu bekennen und sich mit Worten eines Eindruckes würdig zu zeigen. Es ist nicht mehr möglich, diese Stimmen, die sich wie durch eine Betriebsstörung in den Preßmechanismus verirren und von denen manche nicht nur als Urteil über den Vorleser, sondern auch als Selbstanzeige der Bescheidenheit hörenswert ist, auch nur im Auszug wiederzugeben. Dafür, daß sie nicht ganz verloren gehen und gegen eine Gottseidank schweigende Großstadt zeugen können, ist gesorgt. Hier sollen sie künftig nur zitiert werden, wenn sich Pendants an Ort und Stelle ergeben. Kritiken, die nichts weiter als den Beifall eines aus dem Publikum wiedergeben und wären sie ein noch so guter Beweis für das Verständnis einer stofflich entrückten Hörerschaft,

müssen unberücksichtigt bleiben. Diesmal sei nur darauf hingewiesen, daß in der ‚Triester Zeitung' (8. November) einer zumal von der Art des Vorlesens eine Beschreibung gibt, zu der wohl keiner der Literaten, deren Profession solche Übung ist, imstande wäre, und daß im Brünner ‚Mährisch-schlesischen Korrespondenten' (22. Oktober) einer auffallend Richtiges über die Situation des Publikums in meinem Hörsaal sagt und den Gedankengang von der Unmöglichkeit meiner Vorlesungen zu deren Berechtigung konsequent zu Ende geht. Keine der beiden Kritiken findet hier ihren Platz aus dem ehedem dienlichen Plan der Selbsthilfe. Die eine wird nur als Beispiel für eine Kritik zitiert, die andere als Beitrag zu dem nicht oft genug zu behandelnden Thema Publikum, das ich zum Schutz gegen das immer von neuem lebendige Mißverständnis vor jeder Vorlesung programmatisch anschlagen müßte.

. . . . Er liest Glossen, zuerst meist einen Zeitungsbericht, einen dieser nüchternen Berichte über ein Tagesereignis. Er liest ihn im Grundtone des Zeitungslesers, in seinem Tempo und Tonfall, mit Neugierde und mit dem Wunsche zu Ende zu kommen. Aber es blitzen schon die kritischen Lichter hinein. Das gesellschaftliche Getuschel flüstert dazwischen . . . . Und nun geht er der Erscheinung ins Herz. Er springt in sie hinein. Er geht ganz in sie ein. Er füllt sie aus bis in ihre letzten Ecken und Enden . . . . Er hört den Kindergesang in eine blutende Satire entstellt, die rührende Naivität des Kindermundes ist darin und unsere ganze moderne entstellende »Kultur« . . . . In ihrer ganzen realen Kraft, in ihrer feisten Gemeinheit hören wir die Stimmen des Alltages, sehen wir den Gestus der Straße, des Zeitungspathos, und dann überfällt er diese Halluzinationen in Ekel und Verachtung. Die Mücke wird zum Elefanten und, was er gerade so stark gestaltet, verröchelt unter seinen Stichen und Hieben. Wie schmerzvoll muß diese Art der Erkenntnis sein! . . . . Er liest ‚Die chinesische Mauer'. Der letzte Akt eines Lustmordes wird zum Auftakt der Tragödie weiblicher Sinnlichkeit. Die Ketten und Fesseln der triebebindenden Moral breitet er aus in kühler und doch brennender Sachlichkeit und dann braust die gelbe Welle herein! . . . . Kraus liest dieses Stück mit einer Kraft, die geradezu in die Naturmacht selbst hinuntersteigt. »Die Schale des Zornes gießt er aus ins Meer und es ward Blut als eines Toten und alle lebendige Seele starb in dem Meere«, und das Wehe der Apokalypse ruft er mit heulender Gewalt . . . .

Dr. Erich Bien.

Ich werde es mir überlegen. Aber mit mir ists schwer; es scheint ein Fall vorzuliegen, wo sowohl Hopfen wie Malz verloren ist. Wenn ich's nicht selbst täte, könnte ich's ja gar nicht fassen, wie man so seinem Glück im Wege stehen kann. Zweitausend Exemplare der Fackel, die nach Deutschland gelangen könnten, würden mich seltsamerweise für eine verdruckte Zeile, die es bewirkt hat, nicht entschädigen. Aber um einmal von Geschäften zu reden, will ich sämtlichen deutschen Zeitschriftenschmierern, die »Propaganda« gern haben, verraten, wie's damit steht. Zu einer Zeit, da der ahnungslose Verlag der Fackel die Verbreitung in Deutschland zwar nicht betrieb, aber als eine logische Möglichkeit nicht von sich wies, wurden einst drei ganze Seiten — aus der Harden-Erledigung — als Feuilleton von mindestens dreitausend reichsdeutschen Blättern (via Köln) nachgedruckt; daß es so viele gewesen sein müssen, bewiesen die zirka 800 Ausschnitte, die die Bureaus einsandten. Diese Propaganda — man kann bekanntlich auch für Geld die Aufnahme eines Artikels in einer Tageszeitung erwirken — hätte, wäre sie nicht gratis erfolgt, einer zielbewußten Administration mindestens 100 000 Mark gekostet. Das Ergebnis waren zehn Karten mit der Bitte um ein Probeheft; wie viel Abonnements die letzte Folge waren, entzog sich meinem Interesse. Seit damals ist es mein Ehrgeiz, von den Ausschnittbureaus nur jene Ausschnitte anzunehmen, in denen eine Frankfurter Ehebruchsgeschichte aus der in Frankfurt erscheinenden »Fackel« zitiert wird. Solcher Literatur kann solche Propaganda noch helfen. Ich verzichte ein für allemal auf den Berliner Dienst in jeder nur irgend möglichen Form und werde, so ärgerlich mir ehedem die Unlogik einer unterlassenen Verbreitungsmöglichkeit schien, ebenso freudig jede sich bietende Gelegenheit abstoßen. Wer auch nur eine Zeile aus der Fackel abzudrucken wünscht, darf auf solche Grobheiten gefaßt sein, daß ihm die Lust künftig vergehen wird. Die Leute in Wien glauben nach fünfzehn Jahren, daß ich Übelstände im Beiwagen der Elektrischen beleuchte: da wird man die in Magdeburg in Versuchung bringen! In Wien ist der älteste Leser eine Kalamität, die eines Tages mit der Frage losbrechen könnte, ob ich eigentlich die Presse abschaffen oder nur verbessern wolle: da wird man auf Zuzug aus Aachen Wert legen! Lieber den Fernsten und

Dümmsten, die immer noch Talent zum Auditorium haben, etwas vorlesen, als Geschriebenes in der Hand der Nahen und Intelligenten wissen!

* * *

Nur der Neuen Freien Presse, in die ich seit jeher um jeden Preis kommen will — sie läßt sich aber nicht bestechen —, nur der nehme ich Nachdruck nicht übel. Sie hat's nun einmal auf meine Aphorismen abgesehen, läßt sie bald von dem, bald von jenem Feuilletonisten zitieren, aber da es natürlich ohne Angabe der Quelle geschieht, ist die Ehre umso größer. Im Büchmann steht noch nichts von mir, wiewohl ich viel bessere Sätze geschrieben habe, als viele von denen sind, die im Büchmann stehen. Aber wenn ich in den Volksmund eingegangen wäre, könnte ich auch nicht auf Angabe der Quelle bestehen. Noch populärer als der Volksmund, wenn auch ungewaschener ist hinten ~~— Süß ist dein Mund —~~ die Neue Freie Presse. Dort konnte ich neulich gefunden werden, ist das nicht hübsch, ist das nicht schön? Dort, wo die Isr., wenn sie intell. sind, ein gemütl. Heim suchen: hat man je so was gesehen? Nun, daß mitten ins Familienleben die Prügelmasseusen und die Gleichgesinnten eindringen, muß die Administration nicht bemerken, wenn sie ein Auge zudrückt. Aber beide sollte sie offen haben, damit nicht so etwas wieder vorkommt, daß ein erst zwanzigjähriger Isr. — so jung und schon Leser meiner Schriften — eine Liaison unter der Chiffre »Man lebt nicht einmal einmal« sucht. Was denkwürdiger ist: daß solche Kundschaft mich zitiert oder daß der edle Teil der Neuen Freien Presse so verletzt wird, ~~ist schwer zu entscheiden.~~ Ich bin gegen die rabiatesten Mißverständnisse wehrlos, aber die Administration könnte sich durch Lektüre von »Sprüche und Widersprüche« gegen Überraschungen schützen. Es geht nicht an, daß eines Tages irgendwo gedruckt wird: Wie sagt doch der Dichter?, und auf die Frage: Wie heißt doch der Dichter? keine Antwort erfolgen kann. Es würde sich empfehlen, Geschlechtsannoncen, deren Chiffre ein Ausspruch ist, grundsätzlich abzulehnen. Denn abgesehen von der Chiffre »Raum ist in der kleinsten Hütte«, die bestimmt nicht von mir ist, kann man nicht vorsichtig genug sein. Blamagen im

Manuskript von mehreren Herren Veränderungen vorgenommen werden. Aber auch wenn die Literatur sich von solchen Dingen absentierte, es bleibt doch schwer, in einem Staate zu leben, wo man nicht für die Abfassung, sondern zur Abfassung eines Schundromans ein Jahr bekommt, wo Offiziere, denen eine Verbindung mit einem Witzblatt nachgewiesen erscheint, augenblicklich ihren Roman niederlegen müssen und wo gemeldet werden kann, daß der Hauptmann gegenwärtig an dem dritten Kapitel arbeitet. Sein Kollege Roda aber wird nicht behaupten wollen, daß ich das Verdienst habe, das Kriegsministerium auf das Talent des Mannes, der sich Jeremias nannte, aufmerksam gemacht zu haben. Seine etwas verfehlte Darstellung dieser sehr komplizierten Verhältnisse, bei deren Besprechung man doch zugeben muß, daß sowohl das Kriegsministerium wie ich mit der größten Offenheit vorgegangen sind, hat mich gezwungen, mich mit ihm und seinem Artikel zu befassen. Er hätte mich nicht aus dem Häuschen gebracht, wenn er mich literarisch dem Mann, der sich auch Esau und Ormuzd nennt, subordiniert hätte. Eine gewisse Voreingenommenheit für Pseudonyme muß man dem Kollegen, der sich selbst auch unter dem Namen Aba Aba verbirgt, um im Kürschner an erster Stelle zu stehen, zugutehalten, und den Jeremias kennt man beim Simplicissimus nicht nur aus Manuskriptsendungen, sondern auch aus der Erzählung, ich hätte die für den Simplicissimus bestimmten Satiren vorher in der Fackel abgedruckt, also als einen Mann, den man nicht denunzieren muß und vollends nicht wegen eines wahren Tatbestandes. Der Roda, von dem erst denunziert werden muß, daß er eigentlich Rosenfeld heißt, mag ihn schätzen und mich verachten. Aber tatsächliche Lügen, die ich bei Schriftstellern unter vierzig Jahren als eine Imagination aus verirrter Liebe übersehen kann, muß ich gegenüber älteren Humoristen, die schon ernster zu nehmen sind, berichtigen, und ich kann nichts dafür, daß die erste gesunde Gegnerschaft, die nur die deutsche Literatur stellt und deren unhysterischer Ursprung keineswegs zu leugnen ist, unter dem Pseudonym Roda Roda schreibt. Es ist eine durchaus bürgerliche Angelegenheit, und was den März betrifft, so wollte ich, ehe ich ihn wegen Fahrlässigkeit belangte, die Erklärung seines Gründers abwarten. Inzwischen kam, gleichfalls spontan, die folgende Zuschrift:

Militärroman des Kriegsministeriums« die folgende Meldung, unwidersprochen wie ein Witz, durch die Tagespresse ziehen:

Wie wir seinerzeit mitteilten, hat der unter den Pseudonymen »Jeremias«, »Esau« und »Ormuzd« vielfach schriftstellernde Hauptmann des 8. Infanterieregiments Rudolf Kriz vom Kriegsministerium den Auftrag bekommen, einen Gegenroman gegen den anonym erschienenen, jedoch aus der Feder eines Offiziers stammenden Roman »Quo vadis, Austria« zu verfassen. Hauptmann Kriz wurde zu diesem Zwecke dem Kriegsarchiv zugeteilt und erhielt für die Abfassung seines Romans ein Jahr Zeit. Vor einigen Wochen wurde nun Hauptmann Kriz ins Präsidium des Kriegsministeriums befohlen und dort vom Stellvertreter des Vorstandes, Generalstabsobersten Ritter von Gruber aufgefordert, die bisher fertiggestellten Kapitel des Romans vorzulegen. Hauptmann Kriz eröffnete dem Oberst, daß er mit der schriftlichen Niederlegung des Romans noch nicht begonnen, aber die Vorgänge in großen Zügen im Kopfe fertiggestellt habe. Oberst von Gruber ließ sich nun die Fabel des Romans von Hauptmann Kriz erzählen. Der Hauptkonflikt des Romans basiert auf der Stellung des österreichisch-ungarischen Offiziers in der jüdischen Gesellschaft. Am Schlusse der Unterredung forderte Oberst von Gruber Hauptmann Kriz auf, das erste Kapitel des Romans dem Präsidialbureau des Kriegsministeriums in vierzehn Tagen vorzulegen.

Seither ist in Abständen von vierzehn Tagen bereits die Ablieferung von zwei Romankapiteln erfolgt, während der Hauptmann gegenwärtig an dem dritten Kapitel arbeitet. Der Roman wird zehn Kapitel umfassen; jedes der bisher abgelieferten Kapitel umfaßt in Maschinschrift ungefähr dreißig Quartseiten. Auch die folgenden Kapitel sind auf den gleichen Umfang berechnet. Die einzelnen Romankapitel werden nach ihrer Ablieferung im Kriegsministerium von dem Chef des Präsidialbureaus Generalmajor Bellmond v. Adlerhorst, dessen Stellvertreter Generalstabsoberst Ritter von Gruber, dem Direktor des Kriegsarchivs G. d. I. von Woinovich, dem Generalstabsobersten R. v. Hoen und dem Hauptmanne d. R. Robert Michel, der ja selbst als Schriftsteller einen angesehenen Namen besitzt, begutachtet. Die Herren haben auch bereits mehrfach im Manuskript Änderungen vorgenommen. Angesichts dieser ersprießlichen Tätigkeit ist zu hoffen, daß der Roman des Hauptmannes Kriz pünktlich zu dem präliminierten Termin im Herbst erscheinen wird.

Es ist ferner zu hoffen, daß wenigstens die Nachricht dementiert wird, der Schriftsteller Robert Michel tue bei dieser Tätigkeit mit, die das Kriegsministerium in eine Verlagsgesellschaft, welche das Vertrauen ihres Geldgebers mißbraucht, verwandelt. Wenn er Kamerad sein muß, so ist er darum doch sicherlich noch kein Kollege, gewiß nicht eines Dichters, in dessen

von mir aufgerissenes Chaos als Schweinerei beschimpft, rechne ich jenes zeichnerische und humoristische Grauen, das sich hierzulande für Produktion hält und nicht ahnt, daß es mehr ist, nämlich das österreichische Leben selbst. Indem es aufschreit, ist es nur der einen Raison noch fähig, daß eine dreifache Nummer der „Fackel" mehr ist als eine doppelte, also mehr »tragen« muß, und dies, wiewohl es mir an »Stoff« fehlt. Aber hier ist die Grenze zwischen Argument und Verzweiflung nicht mehr zu ziehen. Hier wäre es tollkühn, die Möglichkeit zu erwägen, von dem Lebensopfer, das mein Werk bedeutet, hundert dreckige Schufte leben zu lassen und ihnen extra von meinem Stoff abzugeben und zu sagen, daß der Lauf der Welt, und geschähe nichts als was mir selbst geschieht, mir eine Abwechslung bietet, die hundert Romanschreiber verwirren müßte, und daß mein Stoff kein anderer ist als die unendliche Notwehr gegen den Stoff. Wie könnte ich's dem Stoff beibringen! Hier sind wir dort angelangt, wo die bloße Vorstellung, daß ich den Augen dieser Zeit als Kolporteur von Tratsch erscheinen kann, dem die Furcht vor Prügeln die Gewinnsucht hemmt, Herzklopfen verursacht. Hier geht der Atem aus und nicht der Stoff. Der Stoff macht Fieber, denn ich denke nach, von welcher Krankheit ich umgeben bin. Und von wie hartem Stoff die Zeit muß sein, die aus Papier ist und nicht zerfällt bei solchem Widerspruch:

Pro domo et loco.

Schmock-Gedanken in der Saure-gurkenzeit.

Erlauscht von de Gal.

Mer is zumut wie an klanen Hund, der alle Leit' anbellt und sich gift, daß er nicht emol kriegt a Fußtritt.

* * *

Mehr als fufzigmal derf mer nix machen an und denselben Witz. De Leit' sennen blöd genug zu glauben: es fallt an sonst nix ein.

* * *

Dr. Lanz von Liebenfels (in der Enquete des ‚Brenner'):

Karl Kraus' Bedeutung ist eine allgemeine. Wer in ihm nur den phänomenalen Sprachkünstler, den ätzend scharfen Satiriker und den geistvollen Kritiker sieht, wird diesem Genius nicht gerecht. All diese Vorzüge und Eigenschaften sind bei Kraus nur Waffen und Werkzeuge seines Wesens. Sein Wesen aber ist sein großes, tief menschlich fühlendes, jedes fremde Unrecht als einen persönlichen, körperlichen Schmerz empfindendes Herz und seine unbestechliche Rechtlichkeit. In Kraus vereinigt sich ein genialer Intellekt mit einem warmfühlenden Herzen.

Wenn es mein Amt ist, die Zeit in Anführungszeichen zu setzen und sie in diesen Klammern ihr ureigenes Gesicht verzerren zu lassen, wissend, daß ihr Unsäglichstes nur von ihr selbst gesagt werden kann; wenn es meine Aufgabe ist, nachzusprechen was ist; wenn Zitat und Photographie alle satirische Meisterschaft übertreffen: dann habe ich, um mir noch dies letzte Werk zu erleichtern, einen Plan. Ich lasse das Leben, das auszudrücken keinem Genius mehr gelingen könnte, m i c h ausdrücken. Dann geht es besser, dann wird der Welt vor ihrer Weltähnlichkeit bange und ich fange sie in jenem entsetzlichen Circulus, der sich wie die eiskalte Schlinge der Verzweiflung um eine Gurgel legt, ihr eben noch die Worte lassend: Das bin ja ich! . . . Wie der Künstler sich selbst in alle Gestalt trägt, so trägt eine Wirklichkeit, die ihn überflüssig gemacht hat, sich selbst in den Künstler. Um nicht vor ihm zu erschrecken, zeichnet sie ihn nach ihrem Maß und erschrickt vor sich selbst. Macht ein Bild von mir und trifft sich so gut, daß sie der zurückgeworfenen Ähnlichkeit wie einem Schatten nicht mehr entlaufen kann. So kann ich an der Zeit nicht besser studieren, wie spät es an der Zeit ist, als wenn sie sich mit mir einläßt. Im Flammenkreis der Hysterie lebend, ohne die mir nicht stündlich zum Bewußtsein käme, daß ich einer maskulinen Beschäftigung nachgehe, bis aufs Blut gepeinigt von einer Beachtung, deren Haß und Brunst wohl Einer erregen konnte, aber Tausend befriedigen müßten, finde ich das verfluchte Glück, zwischen diesem Spalier und mir eine Erkennerschaft walten zu sehen, durch die wir auf den ersten Blick uns verständigen. Je stumpfer das Weltgesicht mich anstarrt, desto ähnlicher wird es seinen eigenen Zügen. Der Teufel selbst will an mir Exorzismus treiben. »Handeljud!« schreit einer, als er, von meinem Dasein betroffen, zu sich kommt. Er hat keine andere Möglichkeit, zu mir in Beziehung zu kommen. Die Schwäche sieht sich im Spiegel und wirft ihn wütend nach mir, und hofft, nun werde es mein Bild sein. Weil mich der Spiegel getroffen hat. Ginge heute Christus vorbei, sie würde ihm »Händler und Wechsler!« nachrufen, und er wüßte, daß sie nur gemein ist aus Schwäche. Die von mir gekränkte Zeit nimmt das nächste Wort, das ihr zur Hand, als Wurfgeschoß. Mir hat noch nie ein anderes Echo geantwortet, als der unartikulierte Aufschrei.

Zur Realität, die sich gegen mich wehrt, indem sie ihr

einen Augenblick glauben, die Herren vom Simplicissimus hätten eben jenen Roda, den ich ihnen vorgeworfen hatte, als den geeigneten Vertreter seiner und ihrer Sache mir entgegengeschickt. Mein Erstaunen über diese Möglichkeit war noch größer als das über das Benehmen des ‚März', der ehedem nicht weniger heiß um meine Mitarbeit geworben hatte. Denn wenn ich auch so undankbar war, ihn für das zu halten, was er ist, nämlich für ein demokratisches Organ, und für eines von mittelmäßiger Helligkeit, so lag doch die Pflicht der Dankbarkeit weit mehr auf seiner als auf meiner Seite, und wenngleich ich von seiner geistigen Wichtigkeit eine nur dürftige Meinung habe, so glaube ich doch immerhin, daß er von einem Familienvater und nicht von einer Zwischenstufe redigiert wird, der es nicht darauf ankommen muß, ohne Übergang sich vor den Lesern als Transvestit ihrer Empfindungen mir gegenüber zu produzieren. Schon die nächste Post nun brachte eine Aufklärung, die zwar nicht den ‚März', wohl aber die Herren vom Simplicissimus vollständig rehabilitierte. Ludwig Thoma schrieb:

Rottach, 16. Mai 1914.

. . . . Da mein Name auf dem Titelblatte des März steht, und da mir dieses Hinaustragen persönlicher Dinge, Abneigungen etc. in die Öffentlichkeit widerwärtig ist, fühle ich mich veranlaßt, Ihnen spontan zu erklären, daß ich den Artikel nicht kannte, daß die Veröffentlichung ohne mein Wissen erfolgt ist, und daß ich seine Aufnahme mißbillige.

Freilich ist es dem Redakteur in Heilbronn nicht möglich, mich in jedem Falle um meine Zustimmung zu fragen.

Er hätte es wohl getan, wenn er gewußt hätte, daß ich nach wie vor die persönlichen Beziehungen, die ich zu Ihnen hatte, wert schätze . . . .

Der Schluß des Briefs stellte eine in diesem Sinn gehaltene, den März »desavouierende Erklärung« von Ludwig Thoma in Aussicht. Ich selbst fand die Aufnahme eines gegen mich gerichteten Artikels von Roda Roda bei weitem nicht so peinlich wie die eines gegen das Andenken einer toten Frau gerichteten Artikels von Roda Roda. Aber es war doch erfreulich zu wissen, daß nicht die Absicht bestand, die schlechtere Handlung durch die schlechte zu verteidigen und also mit Bewußtsein fortzusetzen, was der Fahrlässigkeit vielleicht noch verziehen werden konnte. Der Artikel des Roda Roda scheint bei vielen Redaktionen gelegen zu sein, und er hatte endlich das Glück, gerade zum fünfzehnten

Beweis zu führen, und hoffe nie durch eine ernstzunehmende Gegnerschaft zu dieser öden Arbeit, bei der mir der Simplicissimus — die Herren Dr. Geheeb und dessen früherer Redaktionsgenosse Karl Borromäus Heinrich — gern behilflich sein würde, gezwungen zu sein. Nie in all der Zeit habe ich bei aller Abneigung gegen die Meinungsfarbe des Simplicissimus die Beweise der persönlichen Anständigkeit vergessen, die mir von dieser Seite erbracht wurden, deren Verkehrssicherheit mir unendlich angenehmer ist als die An- und Nachbetung meiner Anschauungen durch schmutzige Quallen, die am Rande sämtlicher deutschen Literaturbetriebe kleben. Wenn irgendjemand von der unbedingten Ehrlichkeit und Notwendigkeit meines Münchner Protestes durchdrungen war, so war es der Simplicissimus, der meine Mitarbeit aus dem redlichen Wunsch, »ich möge ihm helfen, es besser zu machen« angestrebt und mir seit damals in hundert Briefen seinen Respekt vor der Unumgänglichkeit meines Wesens und Wortes bezeugt hatte. Er wird nie sagen, daß er gelogen hat, und nie Schweine in dem Verdacht bestärken, ich hätte je etwas unserer guten Beziehung zuliebe unterlassen und unserer schlechten Beziehung zuliebe getan. Er wird zugeben, daß die Veröffentlichung der Geschichte des Roda Roda jenseits aller Notwendigkeit redaktionellen Hausbrauchs, die mit Mist vorlieb nimmt, wenn sie ihn nicht sucht, eine horrible Vernachlässigung der pflichtgemäßen ethischen Obsorge bedeutet. Ich weiß, daß er sich dieses Vorfalls schämt und mit mir die Unvereinbarkeit der Erinnerung an meine Mitarbeit und der Aufnahme dieser Skizze lebhaft empfindet. Er begreift meinen Schrei und sein Schweigen ist eine hinreichende Gewähr dafür, daß in ihm der leider unerfüllbare Wunsch lebt, die Geschichte des Roda Roda ungeschehen zu machen. Da nun meine Beziehung zum Simplicissimus längst gelöst, die zum Verlag Langen gelockert war — Kretins, die mir den Willen zur Literaturmacht nachsagen, haben verbreitet, ich hätte stets und mißbräuchlich über jene Machtquellen »verfügt« —, hatte ich jede Kenntnis der Münchner Verhältnisse verloren. Als nun im ‚März' ein Aufsatz des Roda Roda unter dem sympathischen Titel »Der Fackelkraus« erschien, in welchem so ziemlich das Dreckigste angehäuft war, das im Ausmaß des von mir entzündeten Wahnsinns heute über mich entleert werden kann, so durfte ich, es nicht fassend,

Der Weg von Damaskus nach Wien

»Aus Wien wird gemeldet: Eine Tochter Izzet Paschas, des einst so mächtigen Geheimsekretärs des Exsultans Abdul Hamid, ist auf der Flucht aus dem Harem in Wien eingetroffen. Die 17jährige, sehr schöne Frau heißt Lemma Abed. Sie erzählt, sie sei von ihrem Vater mit einem Manne verheiratet worden, den sie nicht liebte, und der sie in seinen Harem nach Damaskus brachte, wo sich ihr Leben zur Hölle gestaltete. Sie beschloß mit zwei jungen Mädchen aus angesehener türkischer Familie die Flucht. Auf einem Wagen fuhren die drei über den Libanon nach Beirut, wo sie die türkischen mit europäischen Kleidern vertauschten. Von dort fuhren sie an Bord eines österreichischen Schiffes nach Alexandrien. Hier kam der Vater ihrer Leidensgefährtinnen an Bord und durch das Bitten des alten Mannes ließen sich die Mädchen zur Rückkehr bewegen. Auch Abeds Mann stellte sich ein, doch blieb sie unerbittlich und setzte ihren Weg nach Triest fort. In Triest traf sie mit ihrem Vater Izzet Pascha zusammen, der sie ebenfalls bat, nach Damaskus zurückzukehren. Sie aber wollte unter keinen Umständen nach dem Orient zurück und fuhr nach Wien, wo sie jetzt in größter Zurückgezogenheit lebt.«

Und sich von Herrn Zifferer interviewen läßt:

. . . . Man wird der jungen Lemma Abed von Herzen das bißchen Recht auf Selbstbestimmung und ihre mit so viel Kühnheit erstrittene Freiheit gönnen. Während sich uns aber jetzt ihr Blick zuwendet, kommt es uns plötzlich zu Bewußtsein, daß dieses jugendliche Antlitz das erste Antlitz einer türkischen Frau ist, das sich uns ohne Hülle zeigte — oder doch nein: das zweite. Das erste gehörte nämlich einer armen Frau, die mit ihrem siechen Manne im Zwischendeck eines Schiffes nach dem Orient fuhr. Die kleine Gabe eines Passagiers rührte den armen Teufel so sehr, daß er aus Dankbarkeit das Beste gab, das er geben konnte, er lüftete den Schleier, der das Antlitz seines Weibes bedeckte. In den Augen jener armen Frau nun, wie in den Augen der jungen und mutigen Tochter des einst so mächtigen Izzet Pascha schimmerte es fremd, seltsam, unergründlich, und einen Augenblick lang wurde man betroffen und fragte sich, ob die so heiß eroberte und doch so eng umgrenzte Freiheit mit jenem Glanz nicht zu teuer bezahlt ist: Orient. Paul Zifferer.

Und ob sie zu teuer bezahlt ist! Entflohene Haremsdamen, deren erster Blick den Zifferer trifft, müssen es bereuen. In der zudringlichsten Stadt der Welt, in der jedes Schicksal zum Feuilleton wird, ausgerechnet dem Zifferer in den Weg zu laufen — in diesem Ende seiner Tochter wird Izzet Pascha Allahs Gerechtigkeit erkennen. Alle Schleier des Orients sind nicht dicht genug, um ein Frauenantlitz vor der Betastung durch jene Blicke zu schützen, in denen ein verratener orientalischer Glanz die Aufklärung der Kärnthnerstraße verbreitet, und wer sich in die Freiheit der Redaktion geflüchtet hat, den wird sehrende Sehnsucht nach den Schrecken des Harems nicht mehr verlassen!

Die Fackel, März, Muskete und der Simplicissimus

In München, unter dem unmittelbaren Eindruck der Lektüre einer bodenlos schweinischen Skizze des ehemaligen österreichischen Offiziers Rosenfeld Rosenfeld, die unter einem geläufigeren Pseudonym im Simplicissimus gedruckt war, habe ich zu Beginn meiner Vorlesung eine Erklärung abgegeben. Ich mußte sagen, was ich fühlen mußte, als ich einen Aufruf zu meiner Vorlesung demselben Heft beigeschlossen fand, welches die Enthüllung jenes Herrn über sein angebliches Hotelabenteuer mit der toten Draga Maschin weitergab: daß ich die Erinnerung an meine einstige Mitarbeit als Aussatz mit mir trage. Daß diese Mitarbeit — trotz ursprünglich ausgesprochener Aversion gegen den Simplicissimus von diesem als Herzenswunsch und mit wirklicher Begeisterung angestrebt — trotz meiner die Welt der demokratischen Satire negierenden Anschauung möglich war, erklärt sich aus der hohen Schätzung, die ich dem zeichnerischen Niveau des Simplicissimus und der künstlerischen Persönlichkeit seines Th. Th. Heine nie vorenthalten habe. Das Motiv des Simplicissimus ist ebenso klar. Die Angliederung, die nie eine Vereinigung war, erfolgte im Sinne des Protestes, den der Simplicissimus viel später gegen einen Berliner Plauderer abgab: er habe aus rein künstlerischen Gründen meine Arbeiten veröffentlicht, an mir als Satiriker »nicht vorübergehen können.« Daß es beim Gastspiel sein Bewenden haben mußte und die Beziehung organisch gelöst wurde, wie sie geknüpft war, verstand sich umso leichter, als meine Arbeitsweise bald die lokale Entfernung einer Druckerei nicht mehr ertrug, meine Einsicht einem fremden Betrieb die von ihm mit übermenschlicher Geduld ertragene Willkür meiner Korrekturen nicht mehr zumuten konnte und ich zu dem Entschluß kam, nie mehr eine Zeile hinauszugeben, deren typographisches Schicksal ich nicht bis zum Erscheinen bestimmen kann: also für kein anderes Druckwerk als für die Fackel künftig tätig zu sein. Die Lösung erfolgte trotz der Lockung des höchsten Honorars, das in Deutschland für Zeitschriftenbeiträge gezahlt wird, von meiner Seite und in aller persönlichen Freundschaft. Ich habe fernerhin darauf verzichtet, gegen jede in Gerüchtblättern auftauchende Verzerrung — die ich nicht auf einen Irrtum, sondern auf eine Krankheit zurückführe — einen mühelosen dokumentarischen

gestankes, der jetzt aus einem kolorierten Humorwinkel aufsteigt, das zweifarbige Tuch tragen oder Staatsbeamte sind. Daß unter der Nase der Behörde, die ganz genau die Träger der widrigsten Pseudonyme kennt und der ich sie nicht verraten mußte, wenn ich sie verraten hätte, jene Rülpse, deren kulturelle Unerträglichkeit gerade in der neuösterreichischen Richtung gegen Staat und Kirche liegt, emporkommen. Ich bin nicht der Meinung, daß die Meinungsfreiheit des Mißwachses ein Lebensgut ist, das gegen die Obrigkeit geschützt werden muß, die ich erst dann für den Feind halte, wenn sie selbst den Mißwachs schützt gegen sich selbst. Ich war und bin der Meinung, daß der österreichische Zerfall alles dessen, was Bestand haben sollte gegen die Kanaille, sich in nichts deutlicher als in dieser amtlichen Duldung oder halbamtlichen Förderung einer ordinären Gspaßhaftigkeit beweist, und daß die Steuerverweigerung am Platze ist, wenn der Staat bereit ist, Leute auszuhalten, die ihn anonym beschmieren, die Steuerzahler anöden und gegen deren Eignung im Ernstfalle darum die schwersten Bedenken vorliegen. Wäre mein Erfolg die Entlassung solcher Leute aus dem Offiziers- oder Beamtenstande gewesen, sie hätten mit vollem Namen nicht ein Zehntel dessen gewagt, was sie anonym wagen. Sie waren nicht durch einen Paragraphen verhindert, ihre köstlichen Wahrheiten mit vollem Namen zu sagen, sondern der Paragraph war die Hilfe, sie überhaupt zu sagen. Kein Privatmann, den nicht in diesem Staate die Intimität der hohen Obrigkeit deckt, würde es wagen, mit dem Unflat hervorzutreten, den allwöchentlich die wohlbekannten Feschaks von sich geben dürfen. Ich habe das Kriegsministerium denunziert, dessen Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse ich bis zum berühmten Romanauftrag an eines der tüchtigsten dieser Pseudonyme nachweisen konnte, und ich wußte mich der Zustimmung jener Offizierskreise sicher, die weniger Sinn für Humor in Wort und Bild haben und mehr Würde, und die wohl wissen, daß ein Vaterland, welches Druckerschwärze lieber als Blut sieht, keine günstigen Aussichten hat. Nunmehr wird einerseits enunziert, daß das neue Dienstreglement die ausdrückliche Verfügung enthalte: es werde »den Offizieren als gegen das Standesgefühl verstoßend untersagt, anonym für Zeitungen zu schreiben.« Andererseits darf unter dem Witzblatt-Titel »Der

ohne daß dies aber meine Schuld wäre. Seine Schriftstellerei habe ich erst zu einer Zeit tadelnswert gefunden, als ich ihre Unvereinbarkeit mit der Charge nicht mehr beweisen konnte. Dagegen nimmt er sich — ein schöner Zug — jener gleichgesinnten Herren an, deren Kamerad er nicht mehr ist, die aber noch immer seine Kollegen sind. Er handelt also, das sei ihm vorweg zugestanden, aus Kollegialität, nicht aus Kameraderie. Er geht aber entschieden zu weit. Ein Leser des ‚März', der die Glossen der Fackel, auf die jener anspielt, nicht kennt, muß rein glauben, daß ich eine Eingabe an das Kriegsministerium gemacht habe, in der ich mutige Männer, denen nur ein veraltetes Reglement verbietet, mit ihrem vollen Namen für ihre wertvolle Wahrheit einzustehen, an eine mehr auf Disziplin als auf ideale Güter bedachte Behörde verraten habe. Daß ich selbst, wiewohl Zivilist, die Einhaltung des Reglements für so wichtig halte, kann natürlich nur auf Streberei oder Rachsucht zurückzuführen sein. Ich bin nicht als Schriftsteller Schriftstellern, sondern als Denunziant Offizieren entgegengetreten. Die armen Leute sind von einer Behörde, die keinen Spaß versteht, sofort kassiert worden, müssen nunmehr als Redakteure ihr Leben fristen und ich, der nicht den Mut hatte, ihre gute Sache offen anzuklagen, habe mein Mütchen gekühlt. Herr Roda Roda wird bei einigem Nachdenken zugeben müssen, daß ich noch immer eher aus der Neuen Freien Presse hinausgeworfen oder vom Simplicissimus bestochen wurde als dem Kriegsministerium Denunziantendienste geleistet habe. Er übertreibt. Ich würde, wenn es Zeit wäre, zu einem Urteil über ihn zu kommen, nicht behaupten, daß er literarische Werke stiehlt. Denn seine Werke sind nur Anekdoten, und ich würde höchstens sagen, er sei der Ansicht, daß Anekdote von annektieren kommt, aber nicht von der Annexion Bosniens, sondern von der Annexion der Anekdote. Ich würde nicht sagen, er sei ein Dieb, und er sollte nicht sagen, ich sei ein Denunziant. Ich interessiere mich nicht dafür, ob er etwas heimlich tut, aber er weiß ganz gut, daß ich alles öffentlich tue, und daß ich nicht Offiziere dem Kriegsministerium, sondern vielmehr das Kriegsministerium der Öffentlichkeit denunziert habe. Warum ich dies getan habe, ist wieder mit der Tat zugleich ersichtlich. Ich wollte auf die nur in Österreich mögliche Erscheinung hinweisen, daß die Verüber des schlimmsten Kultur-

Der Traum ein Wiener Leben. II. Jean Paul und die Nachwelt; Der Fackelkraus; Zwei Aphorismen (Die Dummköpfe, Die Bärte); Pfleget den Fremdenverkehr; Das Vaterland ruft; Andauernde Entspannung (Manuskript); Der Herausgeber (Manuskript) / Die Kinder der Zeit. III. Aus den »Müttern« / Die Schuldigkeit / Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

*

Der Herausgeber der Fackel hat bisher die folgenden Vorlesungen gehalten:

1910: Berlin 13. Januar (Verein für Kunst) / Berlin 17. Januar (Freie Studentenschaft der Universität Berlin); Berlin 20. Januar (Verein für Kunst) / Wien 3. Mai (Akademischer Verband) / Wien 3. Juni (Ak. Verb.)

1910/11: München 30. November / Frankfurt 2. Dezember (Gesellschaft für ästhetische Kultur) / Aachen 5. Dezember (Literarische Gesellschaft) / Prag 12. Dezember (Lesehalle) / Brünn 14. Dezember (Neue akademische Vereinigung) / Wien 1. Februar (Ak. Verb.) / Wien 7. März (Ak. Verb.) / Prag 15. März / Wien 15. Mai (Ak. Verb.)

1911/12: Wien 6. November (Ak. Verb.) / Brünn 23. November (Neue akademische Vereinigung) / Teplitz-Schönau 9. Dezember (Leseklub) / Preßburg 14. Dezember / Innsbruck 4. Januar (‚Der Brenner') / Wien 5. Februar (Ak. Verb.) / Graz 18. Februar / Triest 2. März / Graz 4. März / Wien 6. März (Ak. Verb.) / Prag 22. März / Wien 2. Mai, Nestroy-Feier (Ak. Verb.) / Bielitz 18. Mai (Verein »Deutsche Volksschule«) / Wien 23. Mai / Wien 4. Juni, Strindberg-Feier (bei freiem Eintritt, Ak. Verb.)

1912/13: Wien 15. Oktober / Wien 11. November / Dzieditz 17. November (Verein »Deutsche Volksschule«) / Czernowitz 29. November / Berlin 10. Dezember / Wien 18. Dezember / Prag 6. Januar / Graz 12. Januar / Innsbruck 16. Januar (‚Der Brenner') / Wien 7. Februar / Pilsen 13. Februar / Karlsbad 15. Februar / Troppau 20. Februar / Brünn 21. Februar (Neue akademische Vereinigung) / Prag 4. März / Wien 10. März / München 29. März (‚Der Brenner') / Wien 16. April / Wien 20. Mai.

*

‚Reichspost' (Wien, 27. Mai):

(Letzte Krausvorlesung.) Am 20. Mai hielt Karl Kraus im Beethovensaale seine letzte Vorlesung. Der ausverkaufte Saal, die flammende Begeisterung der Zuhörer, ihr unermüdlicher Beifallsjubel — all dies sind so regelmäßige Begleiterscheinungen jeder Krausvorlesung, daß es überflüssig erscheint, darüber immer wieder zu berichten. Auch über Karl Kraus selbst, über die grandiose Art seines Vortrages und über den hohen sittlichen Wert des Vorgetragenen nach jeder einzelnen Vorlesung zu berichten, fällt einigermaßen schwer. Steht doch die Kritik, die ehrlich ist, diesem Phänomen immer mit dem schmerzlichen Gefühle einer gewissen Schwäche gegenüber, einer gewissen Unfähigkeit, im Antlitz dieser einzigartigen Erscheinung neue, wesentliche Züge aufzu-

spüren. An der herrlichen Glut dieses brennenden Dornbusches droht jedes Streben nach gedanklichem, kühlem Erfassen zu erstarren. Im übrigen sei in diesem Zusammenhange auf drei »Studien über Karl Kraus« hingewiesen, die im Brennerverlag, Innsbruck, erschienen sind. Die Broschüre enthält die Aufsätze: Karl Dallago »Karl Kraus, der Mensch«, Ludwig von Ficker »Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus« und Karl Borromäus Heinrich »Karl Kraus als Erzieher«. Unter den vor Ehrfurcht und Liebe bebenden Händen dieser drei Autoren fand sich ein Bild, das der Wesenheit des großen Satirikers zum ersten Male nahekommt. Das Letzte über ihn zu sagen, wird freilich einer viel späteren Zeit vorbehalten bleiben. H. B.

Wer ist es?

Die Redaktion der durch einen unbekannten Mörder und einen pseudonymen Trottel bekannt gewordenen illustrierten Wochenschrift ‚Zeit im Bild' sendet mir ein Heft zu, in welchem das folgende steht:

Herr Karl Kraus,

Herausgeber der in zwangloser Folge und jedesmal als Doppelnummer erscheinenden, von Karl Kraus allein bedienten Zeitschrift ‚Die Fackel', Verlag: ‚Die Fackel', Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3, Telephon Nr. 187, Preis der Doppelnummer 60 Heller = 50 Pfennig (w i r wenigstens schweigen Sie doch nicht tot, Herr Kraus!), hat in seiner Mai-Doppelnummer (XV. Jahrgang Nr. 374/75) das alte Wort zuschanden gemacht, daß seinen Verstand nur verlieren kann, wer einen zu verlieren hat. Mit anderen Worten: Karlchen Kraus ist komplett nervös geworden infolge der wenigen harmlosen Zeilen, die ich in Nr. 15 von ‚Zeit im Bild' dieser Doppelnummer von Philosophen gewidmet habe, und die Blix mit einer Zeichnung begleitete. Um das aufgeregte Männchen zu trösten und zu beruhigen, bitte ich das verehrliche Publikum zugleich im Auftrag der Redaktion von ‚Zeit im Bild', das oben erwähnte Heft der „Fackle" möglichst zahlreich zu kaufen.

Bold
(nach dem Kraus-Lexikon: Analphabet, Lump, anonymer Schmierer, schlechter Satiriker und einiges andere).

»Schlechter Satiriker« hat sich natürlich nicht auf den Bold bezogen. Das ist ein bedauerliches Mißverständnis.

Aus Paris erhalte ich die folgende Korrespondenzkarte:

3 Rue Bonaparte, Paris 23. Mai 1913

Herrn Kraus!

Es hat mich sehr gefreut, daß meine Zeichnung Sie gerade ins Herzen getroffen hat. Blix

Ins Herzen schon, aber nicht ins Gesicht. Immerhin könnte der ‚Simplicissimus', der einmal gedruckt hat, daß er an mir als Satiriker nicht vorübergehen konnte, jetzt darauf sehen, daß diejenigen unter seinen Leuten, die kein Talent haben, sich wenigstens anständig benehmen.

München, den 20. Mai 1914

Unter Bezugnahme auf den Artikel »Der Fackelkraus« von Roda Roda in Heft 20 des ‚März' möchten wir Ihnen mitteilen, daß dieser Artikel im ‚März' ohne unser Wissen erschienen ist und daß wir auf die Redaktion des ‚März' keinerlei Einfluß mehr haben.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst
ppa. Albert Langen
Otto Friedrich m. p. Korfiz Holm m. p.

Thomas Brief vor der in Aussicht gestellten Verwahrung zu zitieren wäre nicht nötig und nicht berechtigt gewesen, wenn diese nicht wegen der Abwesenheit des verantwortlichen Redakteurs, von der mich Thoma verständigte, erst fünf Wochen später, im 25. Heft, erschienen wäre. Ohne die Einbegleitung hätte sie leicht den Charakter einer Replik gewonnen, die ein objektiver Redakteur unter der öden Devise »audiatur et altera pars« zuläßt. Hier ist aber von keiner altera pars die Rede, sondern nur von einer ehrlichen, die das lebhafte Bedürfnis empfand, die unehrliche zu überstimmen:

Karl Kraus
von Ludwig Thoma

In Heft 20 hat der März einen Artikel über den »Fackelkraus« von Roda Roda gebracht, der als gerechte Würdigung des Wiener Schriftstellers schon darum nicht gelten kann, weil er in polemischer Absicht geschrieben ist. Die kühle Sachlichkeit, mit der scheinbar über österreichische Verhältnisse und über die charakteristische Persönlichkeit geurteilt wird, verbirgt kaum für den Uneingeweihten ihre aggresive Tendenz.

Die Wissenden aber verstehen, daß gerade die »lobenden und anerkennenden Worte« Rodas den Herausgeber der Fackel verletzen sollen.

Wenn er seinen Stil »sehr gut« nennt und sagt, daß sie alle in Wien diesen kristallenen Stil haben, dann will er ihn verwunden.

Roda Roda weiß, wie grimmig Karl Kraus den flüssigen, eitlen und mit gedanklosen Phrasen durchsetzten Feuilletonstil haßt und mit welchem überlegenen Spotte er Sprachreinigung betreibt.

Ob er auch weiß, mit welchem Rechte Kraus stolz ist auf seine zur Askese gesteigerte Strenge, auf seinen peinlich abgewogenen, jeden Gedanken in der prägnantesten Form wiedergebenden Stil, das möchte ich bezweifeln.

Mir hat noch jedes Heft der ‚Fackel' auserlesenen Genuß geboten und auch da, wo ich dem Inhalte kritisch gegenüber stand, hat mich die Form ergötzt und entwaffnet.

Die gewissenhafte, vielleicht selbstquälerische Arbeit, die sich in einem scheinbar mühelosen, gedankenreichen Spiel mit Worten birgt, hat immer meine Bewunderung erregt und die Tatsache, daß sich in so vielen Artikeln auch nicht ein einziges Mal das Wort für den fehlenden Begriff einstellt, daß sich der Autor niemals gehen läßt, sich keine Erleichterung gönnt, muß wirklich Respekt einflößen.

Sein prachtvoller, »eine Erledigung« betitelter Angriff gegen Harden, in dem ein heißer Zorn niemals die Klarheit der Form verwirrt, kann höchstens mit dem »Timorus« und dem »Fragment von Schwänzen« des Georg Christoph Lichtenberg verglichen werden.

Für mich war dieser Aufsatz wirklich eine Erledigung Hardens, seiner Ansichten, Absichten und seines Stils — wenn man die verworrene Selbstgefälligkeit so heißen darf.

Ich greife diesen Aufsatz aus vielen gleichwertigen heraus, weil ich ihm den größten Dank schulde, denn er hat erlösend auf mich gewirkt.

»Für das Wesentliche dieser Männer (Harden's etc.) hat Kraus kein Auge« schreibt Roda Roda; »ihre Fersen hat er flink erspäht«. Und weiter: »Er hat der Wiener Tagespresse nicht nur die Flanken abgelauert, auch die Taktik und das häßliche Geheimnis ihrer Pikrate«.

Diese Behauptungen sind von einer grotesken Ungerechtigkeit, wie jeder Leser empfinden muß, der den unerschrockenen und geistreichen Kampf verfolgt, den Karl Kraus seit mehr als einem Jahrzehnt gegen den Journalismus führt.

Einen Kampf, in den sich nur der Mutigste wagen durfte und den nur ein glänzendes Talent siegreich ausfechten konnte.

Ich habe nicht über die Gründe und die unmittelbare Veranlaßung zu Roda Rodas Artikel zu urteilen, aber ich lehne mich dagegen auf, daß im März das Bild des kühnen und geistvollen Kämpfers Karl Kraus so verzeichnet stehen bleiben soll.

Mancher mag Ursache haben, ihm wegen eines scharfen Wortes zu zürnen, aber keine Verstimmung sollte dazu führen, seine Lauterkeit anzuzweifeln oder mit einem geringschätzigen Lobe das Werk des Mannes abzutun. Das ist so ungerecht wie töricht.

Dieser Stimme danke ich nicht für ein Urteil, für das ich noch keiner Stimme gedankt habe, sondern dafür, daß sie gesprochen hat. Ich habe schon mehr Lob ohne Dank empfangen, aber selten eines, das mehr den Spender ehrte. Ludwig Thoma hat die Anständigkeit gehabt, in dem unbefugten Angreifer meines Werkes und meiner gleichfalls keines Schutzes bedürftigen Ehre den Verüber der Gemeinheit gegen eine tote Frau abzuschütteln. Er hat die »unmittelbare Veranlassung« nicht untersucht, aber anerkannt. Er hat als Vertreter des Simplicissimus die Partei des ehrlichen Feindes gegen den schäbigen Hausfreund genommen und mich der Pflicht, künftig einer Mißdeutung der zwischen mir und dem Simplicissimus erloschenen Beziehungen, erledigten Konflikte und fortwirkenden Gegensätze opponieren zu müssen, ein für allemal enthoben. Die Infamie einer Zunft wird von der Rede eines Mannes aufgewogen, der sich mit einer Wallung aus ihr entfernt hat und der fest genug ist, auch ihre Rache zu tragen.

all den Nächten all der fünfzehn Jahre am Schreibtisch gelumpt habe und daß der Mann, der kroatische Anekdoten an Witzblätter verkauft und der da sagt, er habe die tote Königin von Serbien für zwanzig Gulden gehabt, ein Ehrenmann ist. Seien wir nur gerecht nach allen Seiten und bedenken wir, daß ich das häßliche Geheimnis jener Pikrate habe, dessen Kenntnis auch dem Roda Roda sein militärisches Vorleben beglaubigt. Halten wir uns dabei nicht auf, daß ich das Totschweigen gelernt habe; denn welcher Trottel würde mir ernsthaft den Vorwurf machen, ich hätte irgendeinmal versäumt, von einem Witz des Herrn Roda Roda über mich Notiz zu nehmen, oder als Herausgeber eines Nachrichtenblattes gar einen Erfolg des »Feldherrnhügel« verschwiegen. Nehmen wir es nicht weiter wichtig, daß ich mich verklüngelt habe; denn jeder Mensch weiß doch bereits und die Literaten pfeifen es von den Dächern, daß ich einen Kaffeehaustisch »gegründet« habe, von dem aus ich Direktiven nach allen Literaturzentren erteile, und zwar ganz allein, da die zwei oder drei nichtschreibenden, also durchaus honorigen Menschen, die mit mir zwei- oder dreimal in der Woche gemeinsam Kaffee trinken, zu solchen Machenschaften nicht herangezogen werden können. Halten wir uns dabei nicht auf, denn das weiß man sowieso! Aber bedenken wir dafür, daß ich den Nachbar zur Rechten angefeuert habe. Und das ist eine überraschende Enthüllung; denn ich habe mich als liberalen Politiker ausgegeben und jetzt wird mir nachgewiesen, daß ich manchmal etwas konservative Tendenzen durchzuschmuggeln suchte. Aber habe ich nicht mehr getan, als mir vorgeworfen wird? Was nützt es, daß ich dem Nachbar zur Rechten vor einer linksverdrehten Welt Mut gemacht, ihr mit eisernem Handschuh oder Dreschflegel oder wenigstens mit Paragraphen in die Tintenfratze zu schlagen — ich bin als Heuchler entlarvt, denn man hat geglaubt, daß ich auf das linksradikale Programm kandidiere.

Man hat es geglaubt und ist nun überrascht, zu erfahren, daß ich sogar schreibende Offiziere dem Kriegsministerium denunziert habe. Dabei wollen wir uns aufhalten; denn das ist gewiß eine Tatsache, die jenen, die mich bisher für den Herausgeber der Fackel gehalten haben, ein Licht über mich aufstecken muß. Den Roda Roda kann ich nicht mehr dem Kriegsministerium denunzieren, denn er untersteht dessen disziplinärer Kontrolle nicht mehr,

Jahr der Fackel und zum vierzigsten ihres Herausgebers zu erwähnen, sie erscheine seit vierzehn Jahren und er sei 38, es liege also »keiner jener Zufallsanlässe vor, die gemeinhin zur Würdigung eines Zeitgenossen zwingen«. Trotzdem sei es »Zeit, zu einem Urteil über ihn zu kommen«. Dieses lautet: Ich friste mein Dasein »von den Druck- und Gedächtnisfehlern der Wiener Presse«. Die Anerkennung, die der Roda spendet, ehe er zu diesem Urteil gelangt, ist ein Schimpf, der ihm bei mir nicht nützen wird. Aber nicht auf die literarische Würdigung durch einen Weinreisenden kommt es an, und nicht einmal darauf, ob er noch die Fähigkeit hat, Ehrenurteile abzugeben. Ich glaube, der Mensch, der die Erzählung über die tote Draga Maschin geschrieben hat, dürfte, selbst wenn vorher alles gestimmt haben sollte und ein ehemaliger Offizier so vollwertig wäre wie ein aktiver Feldwebel, diese Fähigkeit eingebüßt haben, und darum versichere ich, daß ich durch die folgenden Sätze nicht beleidigt bin:

. . . . »Kein Talent, doch ein Charakter« — müßte man von einem Tagesschriftsteller mindestens sagen können; von Kraus kann man's nicht; er hat der Wiener Tagespresse nicht nur die Flanken abgelauert, auch die Taktik und das häßliche Geheimnis ihrer Pikrate. Er hat das Totschweigen gelernt, den nächtlichen Überfall, hat sich verklüngelt ganz wie seine Gegner und den Nachbar zur Rechten kameradschaftlich angefeuert, er denunziert schreibende Offiziere dem Kriegsministerium, meuchelt Gerechte wie die Ungerechten — kurz: er hat alle, alle Fehler angenommen, die er von andern virtuos aufgedeckt hatte . . . .

Was soll ich mit diesem Menschen machen? Froh sein, daß er mir nach üblen Zugeständnissen von allerlei Talent dieses endlich abspricht? Besser dies als nach Ehre zu langen und Aberkennung des Charakters, die mir hier im Handumdrehen widerfährt als wäre ich aktiver Oberleutnant, als Schmach zu empfinden. Es gibt Dinge, vor denen man sich eines schallenden Gelächters nicht erwehren kann, und wenn man einem Begräbnis beiwohnte. Ich kann mir denken, daß ein Gefolge von Leidtragenden sich in einen Faschingszug verwandelt, wenn sie plötzlich die Nachricht bekommen, daß der Roda Roda mir den Charakter abgesprochen hat, und einer würde sie mahnen, den Ernst der Situation zu wahren, denn sie könnten eher über den Tod lachen als über die furchtbaren Kontraste, die das Menschenleben bietet. Gehen wir still nachhause. Denken wir darüber nach, daß ich in

Geistesverwandtschaft mit Herrn Blei anlangt, so ist sie insofern ersichtlich, als Herr Blei meine Aphorismen mit Interesse gelesen hat. Da ich mich aber für Bilderhandel nicht interessiere, so dürfte die Ähnlichkeit doch wieder nur sehr oberflächlich sein und höchstens eine zu mir, aber nicht mit mir. Alles in allem, vermute ich, wird das Gesicht des Herrn Blei meinem Gesicht so verblüffend ähnlich sein, wie ein Porträt des Herrn Oppenheimer einem Porträt von Kokoschka.

* * *

Die »Razzia auf Literarhistoriker« ist nicht aufgegeben, nur unterbrochen worden. Aus der Fülle der Bewerber, die den Schinder nicht erwarten können, drängt sich einer vor. Er ist auf den ersten Blick der unwahrscheinlichste, wenn nicht die andern, die sich noch gedulden müssen, sich als unwahrscheinlicher herausstellen. Man soll nichts berufen. Max Geißlers »Führer durch die deutsche Dichtung des 20. Jahrhunderts«. Der Verleger, dessen Name preisgegeben werden muß — es ist die Firma Alexander Duncker in Weimar — sagt:

Kein Volk darf sich rühmen, ein Werk dieser Art zu besitzen, das an Zuverlässigkeit und Größe der Anlage, oder auch nur der Idee nach, ähnlich wäre Max Geißlers Führer durch die deutsche Dichtung des 20. Jahrhunderts.

Der ‚Brenner' zitiert unter anderen die folgende Stelle:

Heym, Georg »... Er war das Haupt einer Gruppe junger Berliner Dichter, die sich Neopathiker nennen. Zu ihnen gehören auch Verhaeren, Johannes V. Jensen, Whitman ...«

Ferner ergibt sich diese Perspektive:

Peter Altenberg

»Eine sehr üble Erscheinung auf dem deutschen Parnaß, die ein groteskes Spiel mit sich selbst und etwa dem Caféhauspublikum spielt, oder was auf seiner Höhe steht. Der Dichter als Karikatur. Aber allem Anschein nach aus raffinierter Berechnung. Bohèmien in seinem Leben und Schaffen — ein Gaukler, der in Peter Hille einen Bruder besaß,

Thomas Koschat

»In Schildereien, Kurzgeschichten und in zahlreichen Liedern aus seiner kärntnerischen Heimat .... hat er ein Denkmal sich errichtet im Herzen seines Volkes, im Herzen der Menschheit. Am 13. November 1912 trat er als Hofkapellensänger in den Ruhestand, Ehrenmitglied der Wiener Hofoper; 45 Jahre lang hat er als Führer des Opernchores gewirkt und zur Feier des Tages wurde sein Liederspiel ‚Am Wörthersee'

seine Autorrechte gegen sie schützen will, ein sachliches Einverständnis auf. Aber wenn solche Dinge einem auch zu schaffen machen, so schafft man sich doch vielleicht auch Ruhe. Schließlich wird den Leuten die Lust zum Nachdruck ja einmal vergehen. Ich will ihn nicht, weil mir an solcher Empfehlung der Fackel in Deutschland nichts liegt und selbst die Wohltat durch einen meiner Kontrolle entzogenen Druck zur Plage würde. Ich habe den Bezug von Zeitungsausschnitten, den ein Wiener Bureau vermittelt, eingestellt, um mich wenigstens nicht täglich als Opfer eines öden Schneeballsystems bedauern zu müssen, das in Hamburg, Köln oder Frankfurt seinen Ausgangspunkt hat. Man erfährt früh und oft genug, wie man wirkt. Die Gregori-Glosse wurde durch Vermittlung einer Berliner Korrespondenz, die nachträglich noch erstaunt tat, in etlichen sechzig reichsdeutschen Blättern verhunzt. Nachdruck wird künftig »nur ohne Quellenangabe« gestattet sein. Auch tut der Kren, den deutsche Redakteure zu einer aus zehnter Hand übernommenen Fackel-Sache als Einleitung hinzugeben, meinen Augen nicht gut. Die ‚Schlesische Volkszeitung' hält den Artikel »Und Hauptmann denkt« für umso wichtiger, als ihn »der Herausgeber der Wiener Fackel, also ein Vertreter der äußersten Linken« verfaßt habe. Einer in Breslau hat einmal gehört, daß die Fackel einen roten Umschlag habe. So empfängt das Publikum Meinungen.

* * *

Ein analytischer Schmock, einer von jenen, die jetzt aus allen Spalten grinsen, berichtet in der ‚Frankfurter Zeitung' über eine Plauderei, die der bekannte Erotiker Franz Blei in Berlin abgehalten und bei der er Fragen aus dem Auditorium kulant beantwortet hat.

Wie er in schlichten, nichteifernden Worten sein Bekenntnis gab, konnte man in den ausdrucksvollen Zügen das feine Theologengesicht entdecken, das Max Oppenheimer malte. Verblüffend ist in solchen Momenten auch eine gewisse Ähnlichkeit Bleis zu dem in mancher Hinsicht geistesverwandten Karl Kraus; nur daß der Wiener Caféhaustheologe ein so strenger Stilkünstler ist, daß er nur vorlesen kann und sich zu solchen Stegreifexperimenten nicht hergibt.

Was die Kaffeehaustheologie anlangt, so könnte man mit Recht jeden Pfarrer einen Kaffeehaustheologen nennen, der keine Köchin hat und deshalb im Kaffeehaus den Kaffee nehmen muß. Was die

»Atzgersdorf — aussteigen!«

Geehrter Herr, ich erlaube mir, Ihnen mitzutheilen, dass ich, im Begriffe, nach Görz zu fahren, am 16. d. M. auf dem Perron des Südbahnhofes mir Nr. 25 Ihrer ‚Fackel' gekauft habe und von der Lectüre des Artikels über die Südbahn so befriedigt war, dass ich bereits in Atzgersdorf die Nothleine zog.

Hochachtungsvoll

Ein Reisender.

*

Ein Angehöriger der Wiener Presse theilt mir gleichfalls mit, dass ihm Nr. 25 als Reiselectüre gedient hatte und dass er sich alsbald aller Gefahren der Südbahnfahrt bewusst geworden ist. Er hatte Gratisbillet bis Abbazia, stieg aber in Vöslau aus und fragt nun an, ob er einen begründeten Anspruch auf den Geldbetrag für die restliche Strecke habe.

*

Sehr geehrter Herr Kraus, wir beehren uns Ihnen mit Rücksicht auf Ihre Schilderung der Südbahnzustände in Nr. 25 Ihres Blattes mitzutheilen, dass wir schon lange nicht mehr — vor allem nicht bei Nacht — mit dieser Bahn fahren.

Hochachtungsvoll

Zwei Südbahnbeamte.

In Geiringers ~~Familien~~theater gieng's vergangene Woche hoch her. C. Karlweis, der zur dramatischen Satire hinneigende Oberinspector der Südbahn, seit Jahren schon als Erbschleicher Nestroys bekannt, wenn nicht gar an Clubabenden der »Concordia« als Wiener Aristophanes gefeiert, ließ das dritte in der Reihe seiner »bürgerlichen« Sittenstücke in Scene gehen. Man hat ~~diesem freundlichen Herrn~~ gegenüber schon längst alle kritische Besinnung verloren. Ein Theaterdirector,

der heute einen Cyclus O. F. Berg'scher Komödien ausgrübe, würde die allerschärfste Zurückweisung erfahren. Aber wenn der freundliche Epigone sich aus staubigen Archiven Witz und Mache des Wiener Vielschreibers holt, so herrscht einträchtiger Jubel, und jeder preist das Humorgenie, das dem Wienerthum erstanden sei, wo doch in Wahrheit nur ein liebenswürdiger und gefälliger Herr Entgegenkommen für Routine und Art eines O. F. Berg gezeigt hat. Mit einem gewissen Sinn für locale Actualitäten begabt, mit einem politischen Blick ausgestattet, der an der Lecture des ‚Wiener Tagblatts' geschärft sein mochte, ist Herr Karlweis zuerst dem »kleinen Mann«, dessen Bedrängnisse ihm für eine wohlfeile Ironie wie geschaffen schienen, und später — im »groben Hemd« — dem Aposteln des kleinsten Mannes zuleibe gegangen. Zweimal hat seine Satire das Herz jedes ehrlichen Jobbers erwärmt, zweimal seine oberflächliche Geschicklichkeit den Beifall des geistigen Wien geerntet. »Das liebe Ich«, eine flüchtige Abschwenkung von Nestroys Pfaden, zählt nicht; das Erbe Raimunds musste in aller Eile angetreten werden, und da dies unter Zustimmung der Kritik hinreichend markiert war, durfte der Sittengeißler wieder sich selbst und ein paar Nestroy'sche Wendungen finden.

Mit seinem »Onkel Toni« erfreut jetzt Karlweis die Wiener Jobberherzen zum drittenmal. Jetzt hat er nämlich zu einer Satire gegen die Wiener Jobber ausgeholt. So energisch stürmt er gegen die maßgebenden Männer unserer Finanzkreise los, dass er im Nu hinter deren Rücken gelangt. Was Herr Karlweis dann noch von dieser Stelle aus zu sagen hat, wirkte auf Herrn v. Chlumecky so überzeugend, dass er den glücklichen Autor während eines Zwischenactes in seine Loge beschied und mit Complimenten überschüttete. Es war ein seltener, von Erwartungen schwangerer Theaterabend. Der satirische Genius, der im Freikartenbureau der k. k. privilegierten Südbahngesellschaft seines Amtes waltet, hatte unerhörte Ent-

hüllungen versprochen. Der Beamte Chlumeckys, der Tyrtaeus des Kampfes, den Herr Krupp um die Baronie gekämpft hat, sollte den entscheidenden Schlag gegen die Verderbtheit der Wiener Finanzwelt führen, gegen die Machenschaften räuberischer Verwaltungsräthe, gegen die unter den Augen des Regierungsvertreters so oft vollzogene Versippung von repräsentierendem Adel und unternehmendem Bürgerthum. Wer nicht die Physiognomie des Volkstheater-Auditoriums von sonstigen Premièren her kannte, musste glauben, dass jenes eigenartige Schauspiel, das zu erwarten war, Coulissiers, Bankdirectoren, Sensale, Börsencomptoirbesitzer, Großactionäre, Verwaltungsräthe, Wucherer und Herrn v. Chlumecky eigens angelockt hatte.

Herr Karlweis hat seine alten Anhänger nicht in Verlegenheit gebracht. Ein paar beiläufige Pikanterien aus der Sitzung des Verwaltungsrathes der Paraguay-Bank, — und die Corruption erhielt den Laufpass. Für die fernere Entwicklung unseres Wiener Satirikers mag es vielleicht wertvoll sein, wenn er erfährt, dass Herr Alexander Scharf persönlich sich nach dem zweiten Act in seiner greisen Würde erhob und den in allen Rängen vertheilten Opfern der Karlweis'schen Satire das Zeichen zum Applause gab. Der Mann, der die »Sonntagsbriefe vom Schottenring« schreibt, hat den kühnsten Act des Stückes gerettet; wie sollte der Oberinspector der Südbahn besorgt sein, dass er sichs nach dieser Première mit den Wortführern und Nutznießern der Corruption verdorben habe? Zwischen einem verarmten Hochadel, der verzweifelnd sich zu der neuen Art des Erwerbs ohne Arbeit bekehrt, und dem bürgerlichen Gründerthum, das ein Adelswappen als Aushängeschild für seine verbrecherischen Geschäfte erbeutet, hat Herr Karlweis nicht lange in seinen Sympathien geschwankt. Mit einer bald kindlich naiven, bald durch ihre offenkundige Tendenz abstoßenden Schilderung aristokratischer pauvreté setzt er ein, und mit einer förm-

liehen Apologie der verführten Börsentugend schließt er. Als diese mit der lasterhaften Aristokratie die große Abrechnung hielt, als der Gründer der schwindelhaften Paraguay-Actiengesellschaft dem Grafen Waldhof die Worte entgegenschleuderte: »Ohne Leute wie Sie wären wir gar nicht denkbar!«, und man den Aufschrei eines von Starhemberg gepeinigten Taussig zu hören vermeinte, da zog etwas wie Haussestimmung durch den Saal, es war wie die Katharsis in der griechischen Tragödie, die endliche Reinigung, die hier der Wiener Aristophanes an den Coursmachern im Park et vollzogen hatte, und den Hervorrufen der begeisterte, kreischenden Menge konnte der Mann, der sich einst gegen das Erscheinen des Autors bei Premièren verschworen, nicht widerstehen.

Ueber die anticorruptionistischen Anspielungen, die Karlweis mit ausdrücklicher Bewilligung Chlumeckys gewagt, mussten natürlich die Pressleute sachte hinübergleiten. Es ist nur natürlich, dass die Schweiggelder auch für die auf dem Theater dargestellte Corruption gelten. Der Gründer der Paraguay-Bank schien den Herren so lebendig gezeichnet, dass manch einer auf dem Sprunge war, ihn bei offener Scene um eine »Betheiligung« anzusprechen. In den Blättern freilich wurde die trotz dem versöhnlichen Ausgang unliebsame Geschichte in eine ferne Vergangenheit zurückverlegt. Die Ahnenwitze der ‚Fliegenden Blätter', mit denen Herr Karlweis den Feudaladel ins Herz zu treffen, wähnt, fanden natürlich uneingeschränkte Bewunderung, die Verhöhnung des verarmten Edelmanns, dessen Unverständnis für Geldgeschäfte als Cretinismus dargestellt wird, erweckte ein freudiges Echo, und eine satirische Methode, der die Rückständigkeit des Miethzinses als das Um und Auf feudaler Reaction gilt, ward lebhaft approbiert. Aber dass es heutzutage Finanzgauner gibt, schien den Herren, die ihr tägliches Brot von ihnen beziehen, unwahrscheinlich.

»Die geschilderten Verhältnisse sind die einer Zeit, da Wien ein glänzender Schauplatz von

schwindelhaften Gründungen war«, versicherte der Herr im ‚Fremdenblatt'. Dass ~~es heute~~ herabgekommene Aristokraten ~~gibt~~, gesteht das angebliche Adelsblatt zu; Graf Waldhof sei »von A bis Z mit einer Geschlossenheit und Folgerichtigkeit gezeichnet, die schon ein Lob höherer Kategorie verdient«. Aber »er ist einer jener verschuldeten Aristokraten, denen damals, wie behauptet wird, mit Vorliebe Präsidentenstellen angeboten wurden«. Und der besorgte Theaterplauderer, der über die Vorgeschichte des »Onkel Toni« ~~seinen Klatsch~~ berichtet, fügt an anderer Stelle im Jargon hinzu: »Hoffentlich hat sich die wirkliche Finanzwelt nicht beleidigt!« ~~Fürst Starhemberg als Präsident der Waffenfabriksgesellschaft und Herr Taussig kommen für unsere Blätter nur im volkswirtschaftlichen, nicht im Theatertheile in Betracht~~. »Karlweis weckt die Erinnerungen an jene Tage, in welchen ein stark strebender Finanzgeist mit einem stark sinkenden Hochadel in einträchtigem speculativen Bemühen sich zu finden anfiengen«, meint der träumerische Herr vom ‚Neuen Wiener Tagblatt', und Taussigs Hofnarr ~~Julius Bauer~~ scherzt im ‚Extrablatt', dass der »Gründungsschwindel hierzulande längst verrauscht« sei, dass aber »eine gute Satire nie zu spät komme«. Neben diesem in der Gunst der Bankkreise festsitzenden Humoristen versichert ein Aspirant für Taussigs Gastmähler, dass »Karlweis' Satire gegen den Banken- und Gründerschwindel doch etwas zu spät komme«. Der ~~alte Uhl~~ ~~in~~ der ‚Wiener Zeitung' hinwiederum hält die Sache für verfrüht. Wehklagend ruft er: »Staatsmänner haben in den letzten Jahren wiederholt ausgesprochen, es fehle uns an Unternehmungsgeist, das Geschäft müsse gefördert werden; ob also gerade heute für die witzige Züchtigung der Paraguay-Gründung in Wien die richtige Stunde geschlagen hat, ist fraglich ... Brennend wird die Frage erst werden, wenn der Becher des Gründens bei uns wieder überschäumen

sollte.« Es ist nicht unwichtig, von officiöser Seite zu erfahren, worauf die wirtschaftlichen Bestrebungen unserer Staatsmänner gerichtet sind. Hoffentlich wird es ~~Herrn Hofrath Uhl~~ nicht schaden, dass er seinen Auftraggebern eine unbezähmbare Sehnsucht nach Paraguay-Gründungen zugemuthet hat.

Aber zwischen der verschollenen Gründerzeit und dem noch nicht überschäumenden Becher des Gründens verlangt die lebendige Wirklichkeit des Herrn Karlweis ihre Rechte. Bei allen Bedenklichkeiten bezüglich des behandelten Stoffes und bezüglich der behandelten Sujets haben doch alle anerkannt, dass der »Onkel Toni« Figuren enthalte, die »aus dem Leben herausgerissen« seien. In der That. Aber vorläufig nur durch den ~~freundlichen~~ Herrn Karlweis, der wegen der taktvollen Art, in der er's that, demnächst schon bei der Südbahn avancieren wird, — nicht durch den Staatsanwalt, ~~aus dem Leben herausgerissen~~, der den höchst actuellen Stoff viel kräftiger anpacken würde.

* * *

Am Montag den 18. December hat die ‚Wiener Allgemeine Montags-Zeitung', das Montagblatt der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung', ihr kurzes Leben geendet. So soll denn, ehe noch die Menschen von nächster Woche ihre Existenz vergessen haben, ihre Biographie geschrieben werden. Die ‚Wiener Allgemeine Zeitung' war seit längerer Zeit nicht nur von der Regierung, sondern auch vom Polenclub souteniert worden. Unter dem Ministerium Badeni waren die Interessen von Regierung und Polenclub identisch, unter dem Ministerium Thun deckten sie sich größtentheils. Aber im Frühjahr 1899 schien es den Polen, als ob ihre speciellen Meinungen und Wünsche in dem Blatte nicht hinreichend vertreten wären, und so kam man auf den Gedanken, eine Montagsausgabe zu schaffen, die stärker als die tägliche die Polenofficiosität zum Ausdruck bringen sollte. Herr v. Kozlowski, Herr Rappaport und einige andere Edle steuerten Geld bei, und der Vertreter des Polenclubs in der Redaction der ‚Wiener Allgemeinen Zeitung' — eine Art polnischen Landsmann-

Burgtheater.

Das Niveau der Burgtheaterbühne ist in der Forumszene von »Julius Cäsar« jetzt tiefer gelegt. Viel tiefer als früher. Früher spielte Herr Robert den Mark Anton, jetzt spielt ihn Herr Kainz. Kein Rezensent gedenkt des Toten, jeder sieht den Lebenden so hoch emporragen, weil das Niveau der Burgtheaterbühne jetzt um so viel tiefer gelegt ist. Die konventionelle Auffassung der Forumszene ist einer realistischen gewichen. Herr Robert trat auf, und das Volk von Rom lauschte. Die Worte »Mitbürger, Freunde, Römer, hört mich an!« gehörten schon zur Rede. Herr Kainz muß sich erst bei der unruhigen Menge Gehör schaffen: »Mit-bür-ger, Freun-de, Röö-määr, hört mich aaan!« Endlich tritt Ruhe ein. Den Stimmitteln des Herrn Kainz ist es gelungen, sie sich zu verschaffen. Man wird es schon spüren, daß er reden kann. Bei Herrn Robert spürten sie die Persönlichkeit und kuschten. Das war kein Heldenstück der Komparserie, aber für Reinhardtsche Effekte war damals der Boden noch nicht vorbereitet, das Niveau noch nicht tief genug. Das allgemeine Stimmrecht der Kunst war nicht eingeführt, und es gab noch Privilegien der Persönlichkeit. Die Persönlichkeit jenes Stils, der aus dem Mangel an Persönlichkeit geschaffen wurde, ist Herr Kainz. Vielen gilt er für einen zweiten Mitterwurzer. Aber aus Mitterwurzers Augen schlugen Blitze, wenn die Donner seiner Stimme schmetterten. Viele wollen bemerkt haben, wie Herr Kainz, der unbeseelte Tonfallkletterer, den Mark Anton »charakterisierte«. Er habe ihn als Lebemann aufgefaßt. Ob aber die Maske eines alternden Lustknaben solcher Absicht näher kommt, als der typische Römerkopf, den jeder Athlet eines mittleren deutschen Residenztheaters der Figur aufsetzt, muß im Zweifel bleiben, und die Weisung Cäsars an diesen verrunzelten Mark Antinous, nur wohlbeleibte Männer um ihn sein zu lassen, wirkt

als persönliche Bosheit. Auch glaube ich nicht, daß Cleopatra den Herrn länger als unbedingt nötig in Ägypten aufgehalten hätte . . . Aber soll die ganze tragische Kunst des Burgtheaters wirklich in den rednerischen Fontänen zerstieben, die der Leidenschaft eines Kehlkopfs entsprungen sind? Wird man hier nie wieder Urtöne, wie sie heute noch ein Matkowsky aus seiner Brust holt, hören dürfen? Einem Burgtheater ohne Makbeth und Othello hat die Sperrstunde geschlagen. Einem, dem selbst ein Partner für die mustergiltige Korrektheit der Frau Bleibtreu fehlt. Herr Reimers wird neuestens aus seiner dekorativen Tüchtigkeit, die für Herolde und ähnliche unbewegte Begleiter einer Staatsaktion langt, in eine gefahrvolle Natürlichkeit gelockt. Aber es ist noch nicht viel gewonnen, wenn Herr Reimers zu deklamieren aufhört. Brutus, Tell und Götz kommt man mit Unterlassungen nicht bei. Hier also wächst kein Baumeister. Und der elegante Devrient reckt sich vergebens zu einem Cäsar, Alba und Gabillon empor; hier wird Schärfe schartig, aber nicht hart. Es ist ein untrügliches Zeichen der Persönlichkeit auf der Bühne, daß sie altern kann. Daß sie in sich selbst eine Fortsetzung findet, ohne daß der Natur eins angestückelt werden muß. Je stärker die Persönlichkeit, desto später altert sie, aber dann desto müheloser. Herr Hartmann ist einer jener, die Anschluß an sich selbst haben. Heute, da er sich schon zum Falstaff zu runden beginnt, wäre er noch ein Königssohn, der mit leichter Grazie dort Entzücken verbreitet, wo Herr Kainz mit seiner tüpfelnden Humorlosigkeit die ganze Figur in der steifleinenen Vermummung der einen Szene spielt. Herr Hartmann hat im »Julius Cäsar« die kleine Rolle des Casca. Wenn das Burgtheater heute in großen Dingen sichs am Wollen genügen läßt, so bleibt es doch darin ~~seiner Tradition treu~~, daß es hie und da eine kleine Sache in die Hände eines ganzen Meisters legt. Schließlich, wenn Herr Hartmann uns malt, wie Cäsar dreimal die Krone zurückschob und wie das Volk vor Begeisterung

»eine solche Last stinkenden Atems von sich gab, daß er fast daran erstickt wäre«, so gibt uns das die Welt, in der das Drama spielt, anschaulicher als der ganze Aufwand von Stimme und Ausstattung, der im neuesten Burgtheater vertan wird. Es schicke die Pferde wieder in den Stall und hole die Reiter. Wozu der Lärm? Wo so viel Leben ist, muß ein Toter im Haus sein. Das Niveau ist tiefer gelegt und man sieht den Leichnam der Burgtheaterkunst über die Szene tragen, wenn solch ein Mark Anton seine spekulative Lungenkraft betätigt. Nicht dreiundzwanzig Dolche warfen so den Cäsar nieder, wie die Totenklage des Herrn Kainz: da brach sein großes Herz. Wozu der Lärm einer Forumszene, den die Stimmkraft der Wagenrufer nach Schluß der Vorstellung ja doch beschämt! Und wenn draußen der gewaltige Ruf »Aus is« ertönt, so klingt echte Empfindung mit. Denn er bedeutet längst nicht nur den Schluß der Vorstellung, sondern auch das Ende der Burgtheaterherrlichkeit.

Karl Kraus.

* * *

Ich muß eine Schauspielerin nicht auf der Bühne gesehen haben, um zu wissen, ob sie eine Schauspielerin ist. Um aber zu wissen, daß sie keine ist, muß ich sie überhaupt nicht gesehen haben. Es genügt mir, wenn ein Kulissenplauderer einen Witz kolportiert, den sie gemacht hat. Eine Burgtheaterdame wird in einem Brief mit Bomben bedroht, wenn sie an einem Vortragsabend mitwirke. Aber sie macht sich nichts daraus und sagt nicht ab. Das ist verdächtig. »Haben Sie nicht zufällig eine Bombe bei sich?« fragt sie die Komiteemitglieder. Das ist noch bedenklicher. Jetzt muß der Witz vom »Bombenerfolg« kommen, aber glücklicherweise macht ihn der Kulissenplauderer. Die Dame macht einen andern: »Es liegt sicher ein Mißverständnis vor. Die Gäste waren nämlich — geladen! Aber nicht auf mich«. Wenn nicht auch dieser Witz vom Kulissenplauderer herrührt, kann ich der Schauspielerin kein günstiges Prognostikon für die Darstellung der Medea stellen. Ich bin davon überzeugt, daß die Wolter einen Drohbrief mit einer Absage, aber nicht mit einem Witz beantwortet hätte. Die Quellen, aus denen tragisches Empfinden strömt, stelle

ich mir reiner vor, und ich würde als Regisseur unverzüglich eine Schauspielerin von der Probe schicken, die sich derart benimmt. Ich würde freilich auch nicht dulden, daß sich als guten Geist des Burgtheaters heute der Geist jener Frau Kory Towska empfiehlt, die als Gattin des Direktionssekretärs es sich erlaubt, die Jubiläumswitze beizusteuern. Wenn der Frau alle Berufe offenstehen sollen, ein nicht auszudenkendes Gräuel ist es, daß sie Epigrammatikerin werden kann.

* * *

Wenn die Erinnerung an alles, was wir so zwischen der Amerikareise des Wiener Männergesangvereins, den Jubiläen der »Lustigen Witwe« und den Blattern erlebt haben, uns kolikartig packt, wenn sich in Fieberträumen das Gemisch von Ordinärheit und Klebrigkeit, das den Inbegriff des neuwiener Geisteslebens bildet, zu Visionen gestaltet, dann, lieber Leser, dann erreicht die Ekelhaftigkeit noch lange nicht jenen Eindruck von schlichter Größe, der in einer kleinen Reklamenotiz, die neulich durch die Blätter ging, mit ein paar Federstrichen bewirkt ist. Sie lautet wörtlich:

»(O. St . . . . und L. J . . . . . .), der beliebte Komponist und der bewährte Librettist der Operette ‚Walzertraum', haben das Eisenbach-Budapester-Variété mit ihrem Besuch beehrt. Hat schon die ganze Vorstellung sie in die heiterste Stimmung versetzt, so war es zum Schluß noch die parodistische Posse ‚Walzer's Traum', bei der sie nicht aus dem Lachen kamen und ihren Beifall durch lebhaften Applaus dokumentierten. Nach der Vorstellung sprach Herr St. längere Zeit mit dem Wirtschaftsdirektor Herrn Karl Witzmann, dem er seine vollste Anerkennung für das überaus gelungene Werk aussprach. Natürlich bildete nebst dem brillanten Programm die Anwesenheit der beiden Herren das allgemeine Gesprächsthema, und ein Neugieriger, der ganz in der Nähe stand, hörte sogar, wie Herr St. zum Abschied Herrn Witzmann sagte: ‚Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut.'«

Im Staatsleben parieren wir Magistratsdienern, Tramwaykondukteuren und Hausmeistern. Suchen wir den Weg geistiger Befreiung, so zwingen uns die Reporter und Librettisten auf die Knie. Wer von Gottes Gnaden Redakteur des ‚Neuen Wiener Journals' ist, kann mit uns machen, was er will. Elastischen Schrittes betritt er ein Variété, wo die Untertanen zittern, wiewohl sie eigentlich mehr Humor haben, als im Libretto des »Walzertraums« enthalten ist. Keiner wagt es, aufzumucken. Nur ich mache mich seit so vielen Jahren der Ehrfurchtverletzung schuldig.

* * *

an.« »Die Erzherzogin sah in ihrer duftigen Toilette reizend aus.« Nun glaubt jeder Leser bereits, dass eine Empfehlung des Modesalons kommt, der die Toilette geliefert hat. Weit gefehlt! Der Blick des Reporters schweift nach subtileren Dingen:

In den Tanzpausen wurde im Foyer dem Buffet lebhaft zugesprochen. Bemerkt wurde, dass, während im Vorjahre die Hofküche alles Gebäck geliefert hatte, diesmal, und zwar auf speciellen Wunsch des Kaisers, auch »Ankerbrot« Verwendung fand.

Es steht einem der Puls still. Und ich selbst hätte es nicht für möglich gehalten, wenn ich's nicht mit eigenen Augen gelesen hätte. Den Kaiser lässt man »Ankerbrot« empfehlen, während die jüngeren Erzherzoginnen — wir halten schon bei der zweiten Quadrille — dem Tanze »eifrig huldigen« . . .

~~HEINRICH IV.~~

»Im Hofburgtheater werden Montag den 14. Jänner zur Erinnerung an den 279. Geburtstag Molières die beiden Komödien ‚Der Misanthrop' und ‚Der Tartüff' in Ludwig Fuldas deutschen Versen gegeben.«

Diese Meldung hatte vor einiger Zeit Herr Schlenther an die Wiener Zeitungen versendet, und einige druckten sie ab. Man erkannte freudig, dass in dem Director des Hofburgtheaters, den man längst an Koppel-Elfeld ~~und Triesch~~ verloren wähnte, das künstlerische Gewissen mit unverminderter Stärke schlägt. Herr Schlenther trägt literarischen Bedürfnissen und ~~allenthalben auch~~ literarischer Pietät Rechnung und würde sich eher die Hand abhacken lassen, bevor er an dem Tage, an dem ganz Wien sich erinnert, dass vor 279 Jahren Molière geboren wurde, wertlosen modernen Plunder aufführte. Nun könnte man freilich einwenden, solche Ge-

legenheit, den feinfühligen Mann zu spielen, gebe es jeden Tag im Jahre, und wenn Herr Schlenther nur consequent sei, könnte er jeden Tag in einen Tag der Weihe verwandeln. Wenn man bedenkt, dass außer Molière auch noch Shakespeare, Hebbel, Kleist, Goethe, Schiller, Lessing, Racine, Calderon, Gutzkow, Ludwig, Grabbe, Grillparzer, Anzengruber, Raimund, Bauernfeld und viele andere Dramatiker je einmal im Jahre ihren Geburtstag und je einmal im Jahre ihren Todestag haben, so hat ein Theaterdirector, der zu einer interessanten Aufführung erst des pietätvollen Anlasses bedarf, die bequemste Anleitung für ein ernstes und einer Hofbühne würdiges Repertoire. Aber Herr Schlenther fühlt sich nur am 279. Geburtstage Molières in gehobener Stimmung. Und vielleicht schob er auch den nur vor und dachte einzig und allein Herrn Fulda eine Geburtstagsüberraschung zu bereiten. »Heinrich IV.« ließ er in Scene gehen, ohne die Aufführung als nachträgliche Feier von Shakespeares 336. Geburtstage auszugeben. Solches hätte ihm auch niemand geglaubt; denn die Reprise schien eher dafür zu sprechen, dass Herr Schlenther sich an das Geburtsdatum Dingelstedts erinnert hatte, für dessen Manen unser Burgtheaterleiter eine seltene Pietät zu erübrigen scheint. Dann hat er jedenfalls einer zweifachen Pietät genügt; ich weiß es nicht, ob es historisch stimmt: aber das Geburtsdatum des Freiherrn von Dingelstedt ist immer noch das Todesdatum Shakespeares gewesen.

Und so war's auch diesmal wieder. Herr Schlenther glaubt weiß Gott welche dramaturgische That zu verrichten, wenn er die beiden Theile »Heinrichs IV.« in das Repertoire des Burgtheaters, aus dem sie nie hätten verschwinden sollen, »einfügt«, und er hält es für eine Restaurierung, wenn er den Prinzen Johann mit Herrn Frank und den Lord Hastings mit Herrn Paulsen besetzt. Aber anstatt das Dingelstedt'sche Verbrechen am Dichtergeiste, das durch zwei Decennien geduldet war, zu sühnen, lässt er es zum Schrecken aller Leute, die die Königsdramen je gelesen haben, von neuem begehen. Wenn der unerbittliche Literaturrichter Schlenther, der einst in der ‚Vossischen' über (Schönthans) »Renaissance« den Stab gebrochen hat, jeglichem Lustspieltand und selbst der »Renaissance« zur Aufführung hilft, so mag er sich auf den Pöbelgeschmack ausreden, der solche Opfer erheischt, und man wird, wiewohl ein subventioniertes Hoftheater sich gewiss nicht erniedrigen muss, um leben zu können,

den freiwillig Abhängigen bedauern und entschuldigen. Was aber entschuldigt den thatkräftigen Mann, der endlich so thut, als ob er die Pflichten eines Burgtheaterleiters erkennte, und bei der »Erneuerung des classischen Besitzstandes« die alte Methode kunsttödtender Lässigkeit beibehält? Ein homo illiteratus wie Herr Burckhard musste vor zehn Jahren, da er an die Wiederaufnahme einiger Königsdramen schritt, nicht erkennen, dass der Geist, den sie in der Burgtheaterfassung ~~enthielten~~, vom Geiste Dingelstedts und nicht shakespearisch war. Herr Burckhard musste nicht wissen, dass König Heinrich nicht auf der Scene unter Glockengebimmel und dem Geheul der Familie und Dienerschaft stirbt, sondern dass er sich in das Jerusalem-Zimmer des Palastes tragen lässt, um dort zu enden. Herr Burckhard brauchte nicht zu ahnen, dass hier ~~Herr~~ Dingelstedt »Stimmung« hinzugeflickt hatte, und konnte wirklich glauben, dass die Musik des alten Sulzer, unter deren Tönen Heinrich IV. verscheidet, unbedingt zu dem Shakespeareschen Libretto gehöre. Und Herr Burckhard durfte auch annehmen, dass das Volksgebrüll »Hoch König Heinrich V.!« am Schlusse der Dichtung ein von Shakespeare ~~beabsichtigter~~ Effect sei. Nicht so Herr Schlenther. Ihm musste dies und jenes auf den Proben widersinnig, plump und geschmacklos scheinen; er konnte sich denken, dass auch Shakespeare das ~~Meisterstückchen~~ zustandegebracht hätte, den ~~todten~~ Heinrich auf der Scene »sterben« zu lassen, beweint von zahlreichen Freunden und Verwandten, umgeben von den tieftrauernd Hinterbliebenen des Hauses Lancaster. Aber er wollte nicht und hat so sinnige Drapierung ~~geflissentlich~~ dem tragischen Tapezierer Freiherrn von Dingelstedt überlassen. Herr Schlenther ~~durfte~~ auch wissen, dass die Dichtung vorwiegend lyrisch ausklingt, wiewohl es dem Verfasser, der so vieles konnte, gewiss ein Leichtes gewesen wäre, den eben gekrönten fünften Heinrich noch einmal aus der Westminsterabtei herauskommen und das versammelte Volk zu ~~tosenden~~ Hochrufen animieren zu lassen. Er wollte nicht, ließ den Lord Oberrichter und Johann von Lancaster allein auf der Scene und schloss das Drama, indem er diesen zu jenem noch ~~sagen ließ:~~

~~Was wettet Ihr? Wir tragen nun noch heuer~~
~~Das Bürgerschwert und angeboren Feuer~~
~~Bis Frankreich hin.~~ es sang ein Vogel so,
~~Des~~ Ton, so schien's, den König machte froh,
~~Kommt, wollt Ihr mit?~~

Das Publicum soll eben, da der junge König in der Krönungskirche verschwunden, Falstaff und Genossen verduftet sind, nichts weiter mehr als die beherzte Ankündigung ruhmreicher Waffenthaten vernehmen. Solche Perspective auf eine ernste Regierung nach einer leichtsinnigen Jugend genügt, und es bedarf nicht des zuversichtlichen Volksgebrülls, in dem der von Herrn Frank tonlos gestöhnte Epilog untergeht... All dies musste Herr Schlenther auf den Proben erkennen, all dies musste sein literarisches Gefühl, wenn er eines hat, beleidigen, und mit raschem Entschluss musste er das unvergleichliche Gedicht von dem geisttödtenden Dingelstedt'schen Pomp erlösen. Aber Herrn Schlenthers Devotion scheint sich eben auch auf verstorbene Hoftheater-Intendanten zu erstrecken; und so wagte er es nicht, an Dingelstedt zu rühren. Es ist aber wahrlich keine Heldenthat, in der Directionsloge zu sitzen, auf die Urkräfte, die dem alten Baumeister-Falstaff die schlechtesten Burgtheaterzeiten nicht verderben konnten, stolz zu sein und sich zu freuen, dass Thimigs Schaal zu einer Humorgestalt allerfeinster Art herangereift ist. Herr Burckhard kann doch wirklich nichts dafür, dass zu seiner Zeit Ernst Hartmann, der Vielgeschmähte, ein unvergleichlicher Heinz war, dessen Sonne noch heute die Stelle bestrahlt, an der sich die neurasthenische Puppe Kainz mit equilibristischen Zungenkünsten aufspreizen darf.

Ich will den heimlichen Zweck eingestehen, den ich im Auge hatte, als ich mich entschloss, die Vorstellung des zweiten Theiles von »Heinrich IV.« zu besuchen. Die That eines kühnen Neuerers und Rüttlers an einer Tradition, die nicht die beste Burgtheatertradition ist, hatte ich von Herrn Schlenther nicht erwartet. Aber ich wollte mich überzeugen, ob er wenigstens gewisse unleidliche Einzelheiten, die vor zehn Jahren gestört hatten, beseitigt haben würde. Ich wollte — um es gleich herauszusagen — vor allem erfahren, ob Herr Sonnenthal als sterbender König in dem Verse »Dein Wunsch war des Gedankens Vater, Heinrich«, noch immer mit dröhnender Stimme den »Vater« betont. Und Herr Sonnenthal hat mich nicht enttäuscht. Heinz nimmt die Krone von dem Kissen des schlummernden Königs und stammelt, da der todtkranke Vater erwacht, die Worte: »Ich dachte nicht, euch noch einmal zu hören.« Der König aber wirft ihm den schon in weiteren Kreisen bekannten „Wunsch" (ihn nicht mehr zu hören) vor. Herr Sonnenthal glaubt die bessere Wirkung seiner

Thränenstimme ~~zu finden~~ wenn er entgegen dem ~~klaren~~ Sinn des Wortes den Nachdruck auf den „Vater" legt. Heute wie vor zehn Jahren; unter Schlenther wie unter Burckhard.

~~Herrn Sonnenthals~~ Instinct, der seit jeher weniger dem Inhalt als der Klangfarbe eines Dichterwortes zustrebte, mag Recht behalten, und es könnte, da kein Hörer verstimmt wird und alle weinen, zu recht trüben Betrachtungen über Theaterwirkung im Allgemeinen und über die Bühnenmöglichkeit Shakespeare'scher Gedanken verleiten. Goethe hat gemeint, dass der Brite »durchaus an unsern innern Sinn spricht: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen . . .« Betrachte man die Shakespeare'schen Stücke genau, »so enthalten sie viel weniger sinnliche That, als geistiges Wort. Er lässt geschehen, was sich leicht imaginieren lässt, ja, was besser imaginiert als gesehen wird«. Der Spieler Shakespeares befördert die Imagination nicht; aber er darf sie nicht hemmen wollen. Goethe meint, dass es »kein Unglück wäre«, wenn Shakespeare ganz von der deutschen Bühne verdrängt würde; »denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden«. Die Romantiker bekämpften diese Ansicht, wollten von Shakespeare kein Jota missen und griffen Goethe wegen seiner Empfehlung der Schröder'schen Bearbeitung an, die sich bloß an das Wirksame hielt und den Dichter so für das Theater jener Zeit rettete. Respectlosigkeit gegenüber Shakespeare konnte Goethen, der von ihm sagt, er »geselle sich zum Weltgeist«, auch der überhitzteste Schlegelianer nicht vorwerfen. Und Goethe, der Schröders Lear-Verstümmlung pries, hätte den Freiherrn von Dingelstedt für seine Vermessenheit sicherlich getadelt, die die Königsdramen zu einem Schaugepränge erniedrigt und »Antonius und Cleopatra« zum Ausstattungsballett mit Musik von Sulzer gemacht hat. »Niemand hat das materielle Costüm mehr verachtet als er«, sagt Goethe; »er kennt recht gut das innere Menschencostüm, und hier gleichen sich Alle« . . .

Wo Herr Sonnenthal väterliche Herzens- und Schmerzenslaute ertönen lassen darf, ist er vortrefflich. Einige Lear-Scenen wird man ihm nicht vergessen. Aber der Charakter wird nur zu oft von den Thränen aufgeweicht. Das ist bei Bolingbroke mehr als sonst fühlbar. In »Richard II.« vermag er den starren Streber überhaupt nicht zu

fassen, im ersten Theil von »Heinrich IV.« ist er farblos, im zweiten spielt er einen zermürbten Greis, dessen physisches Leiden und zärtliche Sorge um seine Nachkommen Mitleid heischen. Heinrich siecht unter der Last einer usurpierten Krone dahin und war nie, wie ein seiner heutiger Kritiker wähnt, ein »Gewaltiger«. »Als die Todtenglocken ertönten«, hatte Herr Kalbeck »das Gefühl, dass die zürnenden Mächte des Schicksals ihre Versöhnung mit ihm feierten.« Es gibt also noch Leute, denen Herr Dingelstedt etwas zu sagen wußte; eine so mächtige Symbolik hat sich Shakespeare entgehen lassen und es vorgezogen, das Ableben des ränkevollen Emporkömmlings klanglos hinter die Scene zu verlegen. Herr Sonnenthal freilich kommt weder Shakespeare noch den Herren Kalbeck und Dingelstedt nahe. Heinrich IV. weint nicht nur, leidet nicht nur, sondern spricht auch die Worte:

»— — — Gott weiß, mein Sohn,
Durch welche Nebenschlich' und krumme Wege
Ich diese Kron' erlangt; — — —
— — — An mir erschien sie nur
Wie eine Ehr', erhascht mit heft'ger Hand;
Und viele lebten noch, mir vorzuhalten,
Dass ich durch ihren Beistand sie gewonnen,
Was täglich Zwist und Blutvergießen schuf.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
All diese dreisten Schrecken, wie du siehst,
Hab' ich bestanden mit Gefahr des Lebens:
Denn all mein Regiment war nur ein Auftritt,
Der diesen Inhalt spielte.«

Herr Sonnenthal lässt höchstens die bürgerlichen Gewissensqualen eines forschen Mannes ahnen, der vielleicht einmal Bankdirector war, als solcher nicht eine, sondern sechzehn Millionen Kronen stahl und von da an ein Leben führte, das täglich von Furcht und journalistischen Erpressern bedroht war — denn viele lebten noch, ihm vorzuhalten u. s. w. —, bis er endlich zusammenbricht und dem Sohne den Raub als sichere Erbschaft hinterlässt:

»— — — denn was ich erjagt,
Das fällt dir nun mit schönerm Anspruch heim.«

Noch da und dort ladet in Heinrich IV. der Allumfasser zu actuellen Betrachtungen. »Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist er durchdringt die Welt, wie jener, beiden ist nichts verborgen.« Er hat für alle Verhältnisse vorahnend Beispiele geschaffen. Seine Römer hat Goethe eingefleischte Engländer genannt, die aber freilich Menschen

seien, Menschen von Grund aus, »und denen passt wohl auch die römische Toga«. Sie könnten auch Oesterreicher sein. Und wenn Goethe die Anachronismen Shakespeares »höchst lobenswürdig« nennt und findet, dass gerade seine Verstöße gegen das äußere Costüm seine Werke so lebendig machen, könnte man ihn dann nicht auch als vorwärtsschauenden Anachronisten gelten lassen? Kann sich die ewige Scene zwischen Falstaff und dem neugekrönten König, der sich stolz von einer in Saus verbrachten Jugend wendet, nicht immer wieder begeben? »Ich kenn' dich, Alter, nicht; an dein Gebet!« Was sind ihm heute seine Schwächen, die noch immer Falstaffs Stärke bedeuten? Das Verhältnis gab's immer; nur schade, dass man nicht immer seine Lösung erlebt hat, dass manchmal die Hoffnung eines Reiches begraben wurde, bevor es zu so entscheidender Auseinandersetzung wie zwischen Heinrich und Falstaff kam, und dass man bloß das betrüblichere Schauspiel genoss, wie unwürdige Gesellen, die eine theure Jugend überlebten, hergiengen und mit Kronprinzenbriefen ~~Erpressung trieben~~. Das hätte Falstaff in seinen schlimmsten Geldnöthen nicht gethan ...

* * *

Zwei Kritiker.*)

‚Neues Wiener Tagblatt', 13. Jan.:

Deutsches Volkstheater. Der neue Schwank von Gustav Kadelburg, »Das Bärenfell«, geht von einem eigentlich recht heiklen und hässlichen Thema aus. — — — Aber Kadelburg weiß mit lustigen Einfällen alles so geschickt ins Harmlose zu wenden, dass das Publicum gar nicht bemerkt, wie schlecht er im Grunde von den Menschen denkt. Es kommt eben schließlich alles immer nur auf die Technik an; Kadelburg könnte einem gewiss auch den »Lear« ganz amusant machen, weil er es eben versteht,

‚Neue Freie Presse', 13. Jan.:

Deutsches Volkstheater. Die Novitäten kommen und gehen wieder sehr rasch an dieser Bühne. »Der Thor und der Tod« und »Die Pariserin« wurden nach wenigen Tagen abgesetzt, und auch der heutige Schwank, »Das Bärenfell« von Kadelburg, hat keine Aussicht lang zu leben. — — — Ein ehrwürdiger Stoff, der nie roher angefasst wurde, als nun durch Gustav Kadelburg. Dieser Autor erschien in letzter Zeit auch in Gemeinschaft mit Blumenthal vielen nicht sehr willkommen, allein und ohne dessen Aufsicht

*) Siehe Nr. 58 und 59.

worauf man im Theater so viel Wert legt: niemals peinlich zu werden. Kaum will sich jemand besinnen, brennt er schon wieder einen Spass ab. Dieser ist nicht immer ganz neu, aber man lacht; er führt ihn manchmal recht gewaltsam herbei, aber man lacht; er lässt ihn dann auch auf einmal wieder achtlos fallen — —, aber man hat gelacht. Und den meisten Leuten scheint das eben doch das Wichtigste, ja der eigentliche Zweck der dramatischen Kunst zu sein: sie wollen lachen, dazu ist ihnen jedes Mittel recht. Das Stück hat ihnen denn auch sehr gefallen, wozu freilich die angenehme Darstellung — — sehr viel that.

ist er völlig ungenießbar. Alle Darsteller — — gaben ihr Bestes; sie waren kaum weniger beklagenswert als das Publicum, dem man das zottige »Bärenfell« vorgesetzt.

*

Im Repertoire des Deutschen Volkstheaters stehen: »Der Star« und »Wienerinnen« von Hermann Bahr.

Vom Repertoire des Deutschen Volkstheaters wurde längst abgesetzt: »Sophia Dorothea«, ein Schauspiel von Friedrich Schütz.

* * *

Bei der Feuerwehr-Centrale kann jeder, der sich dafür interessiert, die folgende Thatsache erfahren: Am Freitag, 11. Jänner, brach in den ersten Nachmittagsstunden in Herrn Gabor Steiners Freudenhaus (Danzers Orpheum) unterhalb der Bühne ein Feuer aus, dessen Bewältigung die Löschmannschaft drei Stunden schwerer Arbeit kostete, und das, wenn es sich während der Vorstellung in Danzers Fuchsbau ereignet hätte, unsägliches Unheil hätte anrichten können.

Erinnert sich jemand, über dieses immerhin nicht unbeträchtliche Ereignis in einem einzigen Wiener Blatte auch nur eine Zeile gelesen zu haben?

Die Pauschalien sind vom Brande unversehrt geblieben. Das sagt alles. Herr Gabor Steiner ist Inserent und somit, wenn auch nicht vor Feuersgefahr, so doch vor dem Umsichgreifen einer Feuer-

zu taugen; man mag sie davonjagen, wenn sie den von liberalen Schwätzern berufenen »Buchstaben des Gesetzes« sinnlos befolgen; man mag die richterliche Unabsetzbarkeit antasten, um die Richter unabhängig zu machen. Sie sind es eher als die Geschwornen, weil die Abhängigkeit vom Staat noch immer die freieste unter allen Abhängigkeiten ist. Und sie haben endlich ein Recht darauf, das, was sie gelernt haben, ohne die Mitwirkung derer, die es nicht gelernt haben, auszuüben und den »Wahrspruch« nicht aus dem Munde dessen zu empfangen, der den Blick fürs Leben und eine Pfaidlerei hat. Über den Buchstaben des Gesetzes, der Schwarmgeister irritiert, sollen sich nur jene hinwegsetzen dürfen, die ihn lesen können . . . . Ein Analphabet, der statt der Unterschrift drei Kreuze macht, ist besser als ein Freigeist, der anonym bleibt. Ein Salzburger Bauer steht kulturell berghoch über einem Wiener Volkswirt. Ich würde aber doch glauben, daß es nicht nötig sei, Salzburger Bauern vom Pflug zu holen, auf daß sie einen Betrüger freisprechen, und auf die Frage eines Gerichtsfunktionärs, warum sie denn das eigentlich getan hätten, antworten können: »Was wollts ös? Der hat ja nix angstellt, der Statsangwalt hat ja selber gsagt: der Bilanz is schuld, der Bilanz müßt her!« Ich finde das nicht unsympathisch, ziehe den Sprecher jenem Staatsanwalt, der den Bilanz berufen hat, beiweitem vor, aber ich bin nicht dafür, daß der Staat seine Steuerzahler mißbraucht und sie von den Plätzen, wo sie Nutzen ernten, an solche lockt, wo sie Schaden säen . . . . Recht oder Unrecht muß jeder unterscheiden können, weil er sonst auf die Anklagebank vielmehr so eine Art von calculus probabilium in ihrem dumpfen Kopfe anstellen, nach welchem sie sodann getrost über das Leben anderer den Stab brechen. (Auf sie ist anwendbar, was Samuel Johnson von einem so eben über eine wichtige Sache zusammengerufenen Kriegsgericht, dem er wenig zutrauete, sagte, nämlich, daß vielleicht kein einziger der Beisitzer desselben jemals in seinem Leben auch nur eine Stunde, für sich allein, mit dem Abwägen von Wahrscheinlichkeiten zugebracht hätte.) Aber die, meint man, würden so recht unparteiisch sein. — Das malignum vulgus da? Als ob nicht Parteilichkeit zehnmal mehr von den Standes-Gleichen des Beklagten zu befürchten wäre, als von den ihm völlig fremden, in ganz anderen Regionen lebenden, unabsetzbaren und ihrer Amtsehre sich bewußten Kriminalrichtern. Nun aber gar die Verbrechen gegen den Staat und sein Oberhaupt, nebst Preßvergehen, von der Jury richten lassen, heißt recht eigentlich den Bock zum Gärtner machen. — Überall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großenteils aber nur, weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Dasein selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der »Jetztzeit«. Diese nämlich sind, als Feinde des Christentums, Optimisten; die Welt ist ihnen

kommt. Aber daß er, wenn er es kann, deshalb auf die Geschwornenbank kommt, ist ein Unrecht. Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe, reicht aber nicht aus, das Urteil zu fällen .... Und es ist gewissenlos, sie durch einen vollen Monat, wo oft der Bilanz her muß, aufzuhalten, den Angeklagten seinem ordentlichen Richter, die Richter — die es sind, damit sie es nicht sind, und die es nicht sind, damit sie es sind — ihrem ordentlichen Berufe zu entziehen und nachträglich noch zu behaupten, einer sei deshalb berufen statt des andern den »Wahrspruch« zu fällen, weil er keinen Talar trägt, ihn aber genäht hat. »Selbstzweck« und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glückseligkeit. Die nun hiegegen schreienden, kolossalen Übel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: täten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existieren, d. h. alle würden ohne Mühe und Not vollauf fressen, saufen, sich propagieren und krepieren können: denn dies ist die Paraphrase ihres »Selbstzweck« und das Ziel des »unendlichen Fortschritts der Menschheit«, den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen.

Womit ich zugleich den Idioten antworte, die mir auch bei dieser Gelegenheit versichern, der Kampf gegen den Staat sei wichtiger als der Kampf gegen die Neue Freie Presse. Sie verstehen sonst noch immer nicht, daß der Kampf gegen die Neue Freie Presse der Kampf gegen die Welt ist, in der's mir noch immer gut genug gefallen könnte, wenn ich bloß mit dem Staat unzufrieden wäre. Aber freilich, was nützt es, Schopenhauer zu zitieren? Der ist ja längst beim Liberalismus in Mißkredit. Denn er hat geschrieben:

Eine Staatsverfassung, in welcher bloß das abstrakte Recht sich verkörperte, wäre eine vortreffliche Sache für andere Wesen, als die Menschen sind: weil nämlich die große Mehrzahl derselben höchst egoistisch, ungerecht, rücksichtslos, lügenhaft, mitunter sogar boshaft und dabei mit sehr dürftiger Intelligenz ausgestattet ist, so erwächst hieraus die Notwendigkeit einer in Einem Menschen konzentrierten, selbst über dem Gesetz und dem Recht stehenden, völlig unverantwortlichen Gewalt, vor der sich Alles beugt, und die betrachtet wird als ein Wesen höherer Art, ein Herrscher von Gottes Gnaden. Nur so läßt sich auf die Länge die Menschheit zügeln und regieren ....

Ein ganz besonderer und dabei paradoxer Nachteil der Republiken ist noch dieser, daß es in ihnen den überlegenen Köpfen schwerer werden muß, zu hohen Stellen und dadurch zu unmittelbarem politischen Einfluß zu gelangen, als in Monarchien .... Auf diese Art also hat in Monarchien der Verstand immer noch viel bessere Chancen gegen

seinen unversöhnlichen und allgegenwärtigen Feind, die Dummheit, als in Republiken. Dieser Vorzug aber ist ein großer . . .

Selbst das Planetensystem ist monarchisch. Hingegen ist das republikanische System dem Menschen so widernatürlich, wie es dem höhern Geistesleben, also Künsten und Wissenschaften, ungünstig ist.

Er hat ferner geschrieben:

Weiland war die Hauptstütze des Thrones der Glaube, heut zu Tage ist es der Kredit.

Er hat einer Zeit, die bedauert, daß Frauen noch nicht Geschworne sind, mit dem Satz präludiert:

Ferner bin ich der Meinung, daß, vor Gericht, das Zeugnis eines Weibes, caeteris paribus, weniger Gewicht haben sollte als das eines Mannes, so daß z. B. zwei männliche Zeugen etwan drei, oder gar vier, weibliche Zeugen aufwögen. Denn ich glaube, daß das weibliche Geschlecht, in Masse genommen, täglich drei Mal so viel Lügen in die Luft schickt, als das männliche, und noch dazu mit einem Anschein von Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit, den das männliche nie erlangt.

Er hat ferner das Volk als einen »Souverän« erkannt:

jedoch ist es ein ewig unmündiger Souverän, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehn muß und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne grenzenlose Gefahren herbeizuführen; zumal er, wie alle Unmündigen, gar leicht das Spiel hinterlistiger Gauner wird, welche deshalb Demagogen heißen.

Er hat über diese an Frauenstädt geschrieben:

»Was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse . . . Plötzlich Stimmen und Gepolter an meiner verschlossenen Stubentüre: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Tür mit der Stange . . . Endlich die feine Stimme meiner Magd: ‚Es sind nur einige Österreicher!' Sogleich öffne ich diesen werten Freunden: zwanzig blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen . . . Aus dem ersten Stock rekognosziert der Offizier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Operngucker . . .«

Aber das alles ginge noch an, wenn er nicht auch geschrieben hätte:

Andrerseits jedoch ist die Preßfreiheit anzusehn als die Erlaubnis Gift zu verkaufen: Gift für Geist und Gemüt. Denn was läßt sich nicht dem kenntnis- und urteilslosen großen Haufen in den Kopf setzen? zumal wenn man ihm Vorteil und Gewinn vorspiegelt. Und zu welcher

Untat ist der Mensch nicht fähig, dem man etwas in den Kopf gesetzt hat? Ich fürchte daher sehr, daß die Gefahren der Preßfreiheit ihren Nutzen überwiegen . . Jedenfalls aber sollte Preßfreiheit durch das strengste Verbot aller und jeder Anonymität bedingt sein.

Und selbst dies wäre noch erträglich, wenn er nicht auch noch gesagt hätte:

. . . . Daraus geht hervor, wie absurd es ist, ihnen einen Anteil an der Regierung oder Verwaltung irgend eines Staates einräumen zu wollen . . . . Daß die ihrem Nationalcharakter anhängenden, bekannten Fehler, worunter eine wundersame Abwesenheit alles Dessen, was das Wort verecundia ausdrückt, der hervorstechendste, wenn gleich ein Mangel ist, der in der Welt besser weiter hilft, als vielleicht irgend eine positive Eigenschaft; daß, sage ich, diese Fehler hauptsächlich dem langen und ungerechten Drucke, den sie erlitten haben, zuzuschreiben sind, entschuldigt solche zwar, aber hebt sie nicht auf . . . . Daß sie mit Andern gleiche bürgerliche Rechte genießen, heischt die Gerechtigkeit: aber ihnen Anteil am Staat einzuräumen, ist absurd.

Wie weit liegt das alles hinter ihnen! Sie haben längst, was er ihnen nicht gönnen wollte. Und hätte Schopenhauer solche Sätze zu einer Zeit geschrieben, wo der Anteil am Staat bereits eine durch den Besitz der Presse erzwungene Tatsache ist, auch der Wunsch: Nicht genannt soll er werden! hätte sich unschwer verwirklichen lassen.

Notizen

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 30. September:

I. Zeugenschaft gegen die Geschwornen (Manuskript) / Wofür man sich erschießt; Noch immer; Wir haben es besser; Die Fibel der Großen (Schluß); Ein Dolmetsch, den man übersetzen muß; Einen Treffer; Karpath; Es ist nicht wahr . . .; Wie? Das schreibt ein Weib? II. Das europäische Konzert; Es sind ihrer fünf; Wie alljährlich so auch heuer; Was ham S' gsagt?; Was höre ich?; Gedanken; Erlässe; In Ehrerbietung / Richard Wagners Sehnsucht nach Wien oder: Verbrecherische Irreführung durch die Neue Freie Presse (aus Nr. 6, 376/77, 378—80) III. Eine Prostituierte ist ermordet worden.

Die nächste Vorlesung findet Mittwoch den 22. Oktober im Kleinen Musikvereinssaal statt.

* * *

Aus der ‚Arbeiter-Zeitung':

Wiener Berichterstattung. In einer Betrachtung über die moderne Berichterstattung in den Zeitungen, in der insbesondere über die Auswüchse der Gerichtssaalberichterstattung manches Treffende gesagt wird,

Zeugenschaft gegen die Geschwornen

....Eine rabbinische Aufregung meldet sich zum Wort, wenn man ihr an »die Errungenschaften« rührt und eine ihrer Begriffshülsen kassieren möchte.
Die Fackel, Juli 1913

Würde und könnte der zehntausendste Teil dessen, was in fünfzehn Jahrgängen der Fackel von der nun einmal vorhandenen Welt als feindliche Ansicht geahnt wird, die Faßlichkeit einer kämpferischen Tendenz annehmen, der Autor wäre irgendeinmal durch einen Steinwurf gehindert worden, sich der Demokratie weiterhin verständlich zu machen. Da aber so etwas wie die Flucht in den Geist ihn, der am Übel so ehrlich leidet wie der beste Antikorruptionist, davor bewahrt, an der Vielheit des Leidens zugrundezugehen, bleibt wieder die herrschende Gemeinheit davor bewahrt, irgendwelche gegen ihn oder gegen sich selbst gekehrte Konsequenz zu ziehen. Wie wäre es denn sonst möglich, daß nicht eine von zehntausend Bloßstellungen, deren jede an Mut und Ernsthaftigkeit ein ganzes polemisches Dasein erfüllen könnte, den Betroffenen oder doch den Urheber unmöglich gemacht hat? Daß nicht Volksaufläufe entstehen, um die gebrandmarkten Verbrecher zu lynchen oder wenigstens den, der auf sie gewiesen hat? Daß nie eine Entscheidung fällt? Diebe, Betrüger und Preisrichter weiter wirken? Daß der Aufschrei über eine Schändlichkeit, die im Vorlesesaal demonstriert wird, stärkste Theaterwirkung bleibt und nicht über die Garderobe hinaus dringt? Vielleicht werden die Kinder derer, die es erlebt haben, mit Selbstmordgedanken auf die Welt kommen oder die Kinder derer, die es getan haben, aus der Art schlagen und es nicht mehr tun. Sie werden, wenn anders Werke der Sprache die Bestimmung haben, nur der Zeit unverständlich zu sein, das Beispiel der Väter verleugnen, die die Wahrheit nichts anzugehen schien, weil ihnen, was aus Kunst entsteht, sich in Dunst verwandelt. So hat alles, was hier geschrieben wurde,

eine stoffliche Reizung geboten, die hinreichend stark war, um darnach zu greifen, aber auch eine stoffliche Enttäuschung, die hinreichend groß war, um es nicht zu behalten. An den Ausnahmefällen, in denen der Stoff als Tendenz gespürt und erwidert werden konnte, ist dieser Zustand noch besser festzustellen als dort, wo er sich mit jener Stille offenbart hat, zu der als einer Art schweigender Unruhe die lärmende Zeit sich auf meinen Alarm zwingen mußte. Man möchte glauben, daß das nachgemachte Geräusch jüdischer Wohllebigkeit, das aus der kleinsten Glosse als Echo dem Weltorgan antwortet, heftigere Wut entfesseln sollte als der Angriff gegen eine der Institutionen, die der herrschenden Meinung wohl genehm sind, aber von ihr doch nie so stark erlebt und erlitten werden wie das Geld. Das Gegenteil ist der Fall, und seit langer Zeit habe ich kein so lebhaftes Getue um mich herum bemerkt wie jenes, das den Aufsatz gegen die Geschwornengerichte begleitet hat. Das macht: hier war der Stoff einläßlich genug, um verstehen zu lassen, was sonst nicht verstanden wird. Wer gegen Geschwornengerichte schreibt, muß mindestens so weit populär sein, um sich unpopulär machen zu können. Zahlreiche Briefe schwer gekränkter Demokraten zeigen, daß es gelungen ist. Das Erstaunen, das sie ausdrücken, bewies, daß sie mich mit jenem Breslauer Redakteur bis nun für einen »Vertreter der äußersten Linken« gehalten hatten, und es machte den Eindruck, als ob sie einem, der Leichen auf dem Gewissen hat, nur eines verübeln wollten, nämlich daß er gegen die Verbrennung sei. Daß sich aber auch hinter dieser Tendenz, so faßlich sie ist, an mir noch etwas von Mord spüren ließe, soll ihnen nicht verraten sein. Es ist am besten, sich auf das Gebiet ihrer Auffassung, das in ihrer eigenen Sprache Plattform heißt, zu begeben und getrost als einen zu bekennen, der nichts weiter will als ihnen ihre Feuerbestattung verweigern und ihre Geschwornengerichte nehmen. Einer Plebs, die so anmaßend ist zu glauben, ich sei anderer Meinung als sie,

gebe ich nach und bin anderer Meinung. Weil man ihr aber mit Autoritäten so sehr imponiert wie man sich durch Bekämpfung der Institutionen bei ihr schadet, so sei ihr gesagt, daß schon vor mir ganz gescheite Leute eine leichte Abneigung gegen die Geschwornengerichte gezeigt haben. Ohne die Geschwornen von Wiener-Neustadt erlebt zu haben. Ohne den Fall auch nur geahnt zu haben, daß ein unglücklicher Student als das wahre Opfer eines Doppelselbstmordes wegen Mordes verurteilt, und ein Schlossergeselle, der nach monatelanger Folterung einem Lehrjungen die glühende Eisenstange in den Bauch getrieben hatte, vom Totschlag freigesprochen wurde. So finde ich bei Schopenhauer eine Stelle, die mich fast in den Verdacht bringt, ich hätte ihn abgeschrieben, in einen Verdacht, von dem ich mich nur durch das volle Geständnis der umfassenden Ähnlichkeit befreien kann.

Die Fackel:

Wenn die Justiz sich selbst ernst nimmt — wir tuns ja nicht —, so hat sie sich unbegreiflich lange von einer fixen Idee des Liberalismus die Teilung der Gewalt mit jenen aufoktroyieren lassen, in denen die Richter mit Recht ihre Viktualienhändler und Fleischhacker erkennen müßten .... Die Lebensfremdheit der gelernten Richter mag zu jenen Rechtsgütern gehören, die zu schützen man dem Staat verbieten soll. Aber es ist doch grotesk, daß die Rauchfangkehrermeister den Anspruch erheben, dem wahren Leben näher zu stehen .... Sie schützen hier mit dem Freispruch wie dort mit dem Schuldspruch das Rechtsgut des Vermögens, und die strengste Verläßlichkeit, die ihren Urteilsspruch von persönlichem Vorteil unabhängig macht, wird sie nicht vor einer allgemeinen Befangenheit in materiellen Fragen schützen. Wie könnte es anders sein? Wie sollten sie, was

Schopenhauer:

Die konstitutionellen Könige haben eine unleugbare Ähnlichkeit mit den Göttern des Epikuros, als welche, ohne sich in die menschlichen Angelegenheiten zu mischen, in ungestörter Seligkeit und Gemütsruhe, da oben in ihrem Himmel sitzen. Sie sind nun aber einmal jetzt Mode geworden und in jedem deutschen Duodezfürstentum wird eine Parodie der englischen Verfassung aufgeführt, ganz komplett, mit Oberhaus und Unterhaus, bis auf die habeas corpus Akte und die Jury herab. Aus dem englischen Charakter und englischen Verhältnissen hervorgegangen und beide voraussetzend sind diese Formen dem englischen Volke gemäß und natürlich.... Die Engländer zeigen ihren großen Verstand auch darin, daß sie ihre alten Institutionen, Sitten und Gebräuche fest und heilig halten, auf die Gefahr hin, diese Tenazität zu weit und bis

jeden Tag ihres Lebens ausfüllt, für einen Monat verleugnen? Könnten sie's, sie hätten ihren Beruf verfehlt und man müßte ihrer Wirtschaft, ihrer Ware mißtrauen .... Müßte die Demokratie nach der Tat, die eine erwählte Bierbank vor ihren Augen vollbracht hat, in Reue vergehen, so trinkt sie sich wieder einen Phrasenrausch an und vergißt, anstatt zu verzweifeln.... Im Vorstellungskreis dieser Leute lebt der Staat als der Feind, er allein als der Feind aller, und die Geschwornen seien berufene Richter, weil sie »gegenüber dem Staate vollständig unabhängig« sind. Darum seien sie geeignet, »in politischen und Preßangelegenheiten zu urteilen«.... Berufsrichtern aber wird gleichmütig nachgesagt, daß sie einem Pflichtenkonflikt zwischen Gesetz und Interesse ausgeliefert sind .. und, ohne daß eine Ehrenhaftigkeit, die solchen Konflikt nicht kennt, auch nur angenommen wird, wird sie eben noch dort anerkannt, wo sie ihm ausweicht .. Man hat freilich noch nicht gehört, daß die Untauglichkeit von Generalen zu dem Vorschlag geführt hat, ihre Posten im Ernstfall mit Geschwornen zu besetzen. Aber alle diese Gedankengänge sind von der Furcht eröffnet, daß ohne Geschworne jener seichteste Radikalismus, der sich ausschließlich an der Regierung vergreift, Gefahr laufen könnte .... Die Phrase, die stark genug war, ein unnützes Ding zu erschaffen, ist auch stark genug, es zu retten. In Österreich wird der Staat noch lange die Gefahr sein, ehe man erkennen wird, daß er in Gefahr ist, aber auch dann wird man noch überzeugt sein, daß die Geschwornen »unabhängig« sind.... Man mag sie (die gelernten Richter) entlassen, wenn sie aufhören etwas ins Lächerliche zu treiben; weil eben jene Dinge nicht in einem müßigen Kopfe ausgeheckt, sondern allmählig aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwachsen, und daher ihnen, als Nation, angemessen sind. Hingegen hat der deutsche Michel sich von seinem Schulmeister einreden lassen, er müsse in einem englischen Frack einhergehn; das schicke sich nicht anders: er hat ihn demnach vom Papa ertrotzt und sieht nun, mit seinen linkischen Manieren und ungelenkem Wesen, lächerlich genug darin aus. Aber der Frack wird ihn noch sehr drücken und inkommodieren, und zwar zu allernächst durch die Jury, als welche, aus dem rohesten englischen Mittelalter, den Zeiten Königs Alfred des Großen, da noch lesen und schreiben können den Menschen von der Todesstrafe eximierte, stammend, das schlechteste aller Kriminalgerichte ist, wo nämlich, statt gelehrter und geübter Kriminalrichter, welche unter täglicher Entwirrung der von Dieben, Mördern und Gaunern versuchten Schliche und Finten grau geworden sind und so den Sachen auf die Spur zu kommen gelernt haben, nunmehr Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu Gerichte sitzen, um mit ihrem plumpen, rohen, ungeübten, tölpelhaften, ja, nicht einmal einer anhaltenden Aufmerksamkeit gewohnten Verstande die Wahrheit aus dem täuschenden Gewebe des Truges und Scheines herauszufinden, während sie noch obendrein dazwischen an ihr Tuch und ihr Leder denken und sich nach Hause sehnen, vollends aber vom Unterschiede zwischen Wahrscheinlichkeit und Gewißheit durchaus keinen deutlichen Begriff haben,

Die Fackel

Nr. 173 WIEN, 16. JÄNNER 1905 VI. JAHR

Maximilian Harden, der berühmte Österreich-Reisende und gediegene Kenner unserer Verhältnisse, widmet in der ‚Zukunft' Herrn v. Koerber einen Nachruf, der, wie jede der Feder des Allwissenden erflossene Betrachtung, das »Endgiltige« offenbart. Schon vor seinem Fall hatte er ihn erkannt. Aber diesen für so unmöglich gehalten wie den Fall Port Arthur's, dessen Meldung fast gleichzeitig mit jenem Brief des Moritz an Rina eintraf, in welchem Moritz versichert, daß »bis heute kein irgendwie entscheidender Japanersieg« erfolgt sei. Nun, die österreichische Politik versteht Max so gut, wie Moritz die ostasiatische Kriegsführung. Er war nach Wien gekommen, um uns zwischen Bismarck und Hansi Niese von der »leidenschaftlosen Beharrlichkeit« zu erzählen, welche er im Gegensatz zu uns, die sie zwar schon kannten, aber den s-Laut bei zusammengesetzten Wörtern als eine wohltätige Einrichtung der deutschen Zunge empfinden, an Herrn v. Koerber entdeckt hatte. Die Persönlichkeit dieses Herrn erschien uns mit einemmale von einer neuen, sympathischen Seite, und wir hatten bei der Lektüre der späteren Nummern der ‚Zukunft' die Empfindung: nein, dieser Minister, käme er aus Berlin zu uns, er würde nicht wie Posadowsky im Hotel Krantz und nicht wie Bülow — ich verrate ein bisher unbekanntes Detail — bei Meißl & Schadn absteigen, sondern gewiß in einem Ringstraßenhotel. Der Mann war — der Nachruf erzählt es uns — zierlich, elegant

und von »beinahe bismärckischer Kahlheit«. Herr Harden ist Impressionist; dem »Erlebnis Bismarck«, das ihm so lange das mangelnde Temperament ersetzt hat, scheint, gleich eindrucksgewaltig, das Reiseerlebnis Koerber auf dem Fuße zu folgen.

Und nun hören wir, welchen Verlust wir Österreicher erlitten haben. Herr v. Koerber »hielt sich sauber; nie wählte er unanständige Mittel«. Wenn der Schmeichler nicht etwa auf Haarwuchsmittel anspielt und nicht an die Sauberkeit der Koerber'schen Toilette denkt, dann geht dieses Abgangszeugnis denn doch ein wenig über den Spaß. Was würde Herr Harden, dessen Wohlwollen hinter Bodenbach beginnt, über einen Reichskanzler schreiben, dem er Ordensschacher und Preßbuhlerei, wie sie Herrn v. Koerber nachgewiesen wurden, auch nur zutrauen könnte? Wenn er die guten Absichten des früheren Ministerpräsidenten — welchem wären je schlechte vorgeworfen worden? —, wenn er die persönliche Unbestechlichkeit des im Augiasstall amtierenden Mannes bezeugen wollte, — habeat sibi. Aber die Anständigkeit der Mittel? Einem Minister, der die Preßkorruption zu einer Blüte gebracht hat, die sie vordem unter keiner österreichischen Regierung erreichte? Der Titel und Würden nicht etwa zum Handelsobjekt machte, um die Eitelkeit der öffentlichen Wohlfahrt dienstbar zu machen, um vom Geld der Protzen Spitäler zu bauen, sondern um das öffentliche Interesse seiner eigenen Eitelkeit dienstbar zu machen, um aus einer käuflichen Presse das Lob seiner Regierungserfolge immer lauter erklingen zu hören. Da dies oft und oft bei Lebzeiten des Ministeriums Koerber gesagt wurde, so kann es — dem heuchlerischen »de mortuis« zum Trotz — auch jetzt gesagt werden. Und noch eines dazu: Herr v. Koerber hat, nachdem er bereits dem Kaiser seine Demission überreicht, rasch noch, ehe er formell aus dem Amte schied, die Pauschalien-

verträge mit seinen Lieben in Wien erneuert, rasch noch den Rest des Dispositionsfonds nach Prag gesendet, von wo ihm heute ein kräftiges »Mercy« an jedem Tage entgegenschallt. Auch der kleine Reklamescherz von dem Handschreiben des deutschen Kaisers — eine Depesche wäre glaubwürdiger gewesen — ward in Prag geboren. »Jahrmarktbuden, in denen für Geld Auszeichnungen und Orden zu erwerben möglich war«, dies seien, meint das Organ des Abgeordneten Dr. Pacak, die Kanzleien des Ministerpräsidiums unter Koerber geworden; der Sitz der obersten Reichsregierung sei beherrscht von den »Zeitungsintriganten und Maklern der politischen Korruption, die sich nicht scheut, das Leben der politischen Parteien zu versumpfen«. Das ist hierzulande die Freund und Feind gemeinsame Erkenntnis über das Regime der sauberen Mittel. Sie konnte das unwahre, doch glaubhafte Gerücht entstehen machen, unter Koerber habe wie für Titel und Orden auch für Herrenhausmandate ein fester Tarif bestanden und zwei Großindustrielle, die unvorsichtigerweise das Geld gegeben, ehe die Ware geliefert war, seien durch den Hingang des Verschleißers schmerzlich getroffen. Sicher ist, daß Herr v. Koerber angenehm überrascht ist, wenn jemand eine für Geld übernommene Verpflichtung erfüllt. Sonst hätte er es nicht für notwendig erachtet, den Wiener Redaktionen bei seinem Abschied heißen Dank für das gelieferte Lob seiner Regierungstätigkeit auszusprechen. Es klingt traumhaft, ist aber wahr: Herr v. Koerber fuhr bei den Herren, die als Weltbeherrscher noch nicht demissioniert haben, persönlich vor und bat die Benedikt, Singer, Löwy und Kornitzer um ihr ferneres Wohlwollen. Es wurde einem oft schwer, sich das Untermaß von Würdelosigkeit zu erklären, zu dem sich ein Mann von unbestreitbarer Beamtentüchtigkeit auf einem Posten, der eine Individualität verlangt, hinunterschraubte. Aber das Abschiednehmen

von den Journalisten verrät mehr als Ungeschicklichkeit: es verrät Intimität. Hat Herr v. Gautsch einmal das vermeintlich taktische Wort gesprochen, daß man in Österreich ohne die ‚Neue Freie Presse' nicht regieren kann, so ist es ein noch ärgeres Armutszeugnis, in Österreich ohne die ‚Neue Freie Presse' nicht demissionieren zu können.

Das fernere Wohlwollen kann sie dem Einflußlosen trotzdem nicht geben; ihr gilt nur der wirkende Mann. Ihr Wahlspruch: de mortuis nil nisi male. Ihr Wahrheitsfanatismus, nur durch die Pietät für einen Lebenden zurückgehalten, bricht in der Stunde des Ablebens mit vermehrter Energie durch. Mit solcher Erbärmlichkeit hat eine Kritik, die auch den Regierenden nie schonte, nichts zu schaffen. Und sie muß, wenn sie — selten genug — das Unkraut im wüsten Garten österreichischer Politik jätet, auch gröblicher zeitgeschichtlicher Fälschung, die einen Subventionsminister zum Mann der sauberen Mittel machen möchte, auf die Finger klopfen. Es ist ja die Frage, ob der Nachfolger, dessen Sitten, Fleiß und äußere Form der schriftlichen Arbeiten theresianistische Ansprüche befriedigen, besser sein wird. Sicher wird er geräuschloser sein. Und für den Anfang mag den Nerven dieses Staats, die ein Genie aufpeitschen müßte und die ein begabter Gschaftlhuber so lange irritiert hat, ein Minister, der auf Gummisohlen regiert, nicht ungesund sein . . .

Daß in Herrn v. Koerber trotz Kahlheit und gelegentlicher Anstrengung, geflügelte Worte zu erzeugen, kein österreichischer Bismarck dahingegangen ist, bloß ein Verwaltungstalent, das hoffentlich auf einen Posten, wo der Eitelkeit geringere Opfer gebracht werden können, wiederkehren wird, des möge der Herausgeber der ‚Zukunft' versichert sein. Schon in der zweiten Nummer der ‚Fackel', Mitte April 1899, machte ich ihn in offenem Antwortschreiben darauf aufmerksam, daß er »seit einer dreitägigen

blankes Geld zu haben. Und da Louise von Sachsen schon geflohen war, als das rote Gigerl für sie eintrat, war auch an gewährten Minnesold nicht zu denken«. Woran war denn also — fragt der betäubte Leser — zu denken? Noch unschuldsvoller stände Herr Harden da, wenn er gesagt hätte: Der Vergleich mit Lassalle schloß die Annahme aus, daß Herr Südekum der Bestechlichkeit geziehen werden sollte, und die Erwähnung der Verwandtschaft mit dem Kohlenmillionär die Annahme, daß er für »Minnesold« zu haben sei. Aber vielleicht ist der Vergleich mit Lassalle nicht so sehr eine Verneinung der ersten, als eine Bejahung der zweiten Annahme? Und vielleicht wird diese zweite auch nicht durch die scheinheilige Versicherung entkräftet, daß Louise von Sachsen »schon geflohen« war, als Südekum für sie eintrat: er konnte für sie nicht eintreten, ehe sie geflohen war, wohl aber ihre Gunst genießen; und wenn ihm eine Prinzessin nicht unerreichbar wäre, warum sollte es die Schweiz sein, in die sie geflohen? Aber ein ehrlicher Publizist bekennt, was er mit dem Satze »die sich dankbar erwies« gemeint hat. Das Unschuldigste von der Welt! Wie, Herr Südekum wagt es, zu beteuern, er habe von der früheren Kronprinzessin »niemals einen wie immer geartеten Dank erhalten«? »Er lügt jetzt oder hat früher gelogen. Denn er hat in meiner Gegenwart vor Zeugen erzählt, daß Louise ihm einen Dankbrief geschrieben habe.« Den Dankbrief hat er gemeint! Und nun beliebe man im Vordergrund der Szene, die Lassalle's aristokratische Liebesabenteuer malerisch abschlossen, die »Dankbarkeit« Louisens durch den Dankbrief Louisens, das eine Relativsätzchen durch das andere, zu ersetzen . . . Ich nahm vor dieser geschickten Regie Reißaus und beschloß, nach Lassalle-Harden'schem Rezepte »auszusprechen, was ist«, zu sagen, daß ich allzulange gutes Komödienspiel für Lebenswahrheit genommen hatte . . .

Und habe ich mir das Recht verdient, es zu sagen, so habe ich die Pflicht, es dort vernehmlich zu sagen, wo Herrn Harden's Unfehlbarkeit sich an österreichischen Verhältnissen zu erproben versucht. Jetzt, da ich seine publizistischen Leidenschaften kenne, muß ich ihm raten, nicht für entlassene österreichische Minister, nur für entlaufene österreichische Prinzessinen Leumundszeugnisse zu verfassen. »Du denkst, nur um den einen Hauslehrer handle sich's«, schreibt der sonst etwas unklare Moritz an Rina, »Ahnungloser Engel! Gerichtlich festgestellt, daß mit einem runden Dutzend verschiedener Herren der Schöpfung die Ehe gebrochen; tatsächlich festgestellt . . .« Da kann man doch wenigstens mit der Statistik arbeiten. Aber die »Anständigkeit der Mittel«, deren sich Herr v. Koerber bedient hat? Wer könnte sie zahlenmäßig beweisen?

Ein Schlußwort zur »Verbesserung des Schutzes der Ehre«.

Herr Dr. Beck ersucht mich um die Aufnahme der folgenden Zuschrift:

Mit Rücksicht auf die Begründung des in Nr. 172 enthaltenen, sicher beachtenswerten Vorschlages: Es möge in der dem § 193 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches nachzubildenden Gesetzesbestimmung ausdrücklich festgelegt werden, daß unter die Wahrnehmung berechtigter insbesondere auch die Wahrung allgemeiner, öffentlicher, idealer Interessen falle, darf der deutschen Rechtsprechung das Zeugnis nicht versagt bleiben, daß das Reichsgericht diese Auffassung bereits zur Geltung bringt.

Erholung von den Strapazen des Berliner Kampfdaseins«, die er hier genoß, »die Wiener Zustände mit dem Maße milden Erinnerns beurteile«, versicherte ich, daß ich, wenn auch meine österreichischen Erfahrungen »in der halben Giltigkeitsdauer eines Retourbillets erworben wären, nie und nimmer die ‚Fackel' begründet hätte«. Sein Fernblick vergrößert auch heute noch, da er wieder ein paar Tage in Wien verbracht hat, um hier, ein literarischer King-Fu, alle an ihn gerichteten Fragen zu beantworten. Soll ich's ihm heute nicht sagen dürfen? Deshalb, weil ich älter geworden bin und freier denken gelernt habe? Weil der Richtung meines Temperaments der Ton seiner Verdrossenheit nicht mehr zusagt? Weil ich mit einer Klarheit, die keine persönliche Rücksicht trüben kann, endlich Unterschiede der Gesinnung wahrnehme, die dem ungeübten Auge verborgen blieben? In dieser unseligen Stadt der Verbindungen und Beziehungen muß man sich gegen die stupide Frage: »Was ist zwischen Ihnen und ihm vorgefallen?« verteidigen, wenn man es gewagt hat, bei zwingendem Anlasse eine längst erworbene Überzeugung auszusprechen, trotz persönlichem Verkehr zu bekennen, daß man Herrn Harden nur mehr als Literaturessayisten — mit Nachsicht der Gedichte des Herrn Sello — und nicht mehr als humorlosen Moralretter, überhaupt nicht als polemischen Greiner erträglich findet. Die Gedankenlosigkeit fragt einen Schriftsteller, der sich erwiesenermaßen gegen alte Protektoren, die ihm später als Protektoren aller Niedertracht erschienen, »undankbar« gezeigt und Hände, die dem Anfänger Knüppel zwischen die Beine warfen, gestreichelt hat, nach dem »persönlichen Zerwürfnis«, das die Ursache eines literarischen Angriffs gewesen sein muß! Einer bemüht sich auseinanderzusetzen, warum er die Haltung eines andern tadelnswert findet, und die Wiener Frage lautet: Warum finden Sie seine Haltung tadelnswert?

Er ist doch Ihr Freund gewesen! . . . Zwischen den Zeilen müssen die Gründe liegen, die das von Personenklatsch verwöhnte Gehirn nicht mehr entbehren kann.

Ja, ich bekenne es, mein erster Ausfall gegen Harden in der Sache Coburg hatte ein verstecktes Motiv, das in dem Artikel selbst nicht angegeben war. Vielleicht nämlich hätte ich zu der Überraschung, die mir Herrn Harden's Geschmack bot, geschwiegen. Der persönlichen Rücksicht war die letzte Stütze gebrochen, als mir in dem dem Coburgaufsatz folgenden Heft der ‚Zukunft' Herrn Harden's Gesinnung eine Überraschung bot. Da war eine kleine Notiz zu lesen, in der er auf eine scharfe Verwahrung des sozialdemokratischen Abgeordneten Südekum antwortete. Herr Harden hatte nämlich, da er die Psychiater gegen Louise von Coburg schützte, den für jeden Leser pikanter Literatur unzweideutigen Satz geschrieben: »Ich gönne Madame Louise die Freiheit, würdige vollkommen die Motive des — durch Heirat dem Kohlenkönig Fritz Friedländer verwandten — Proletariers Südekum, der, leider mit unzulänglichen Mitteln, den Lassalle spielen möchte und schon für die Kronprinzessin von Sachsen, die sich dankbar erwies, fast so feurig eintrat wie der größere Ferdinand einst für die Gräfin Hatzfeldt«. Herr Südekum weist die, auch wenn sie stichhältig wäre, eines reinlichen Publizisten unwürdige Anspielung im ‚Vorwärts' zurück. Herr Harden staunt. Er habe den Verdacht, daß Südekum »von der früheren sächsischen Kronprinzessin mit Geld oder Frauengunst bezahlt« worden sei, »weder gehegt noch ausgesprochen«. »Schon der Vergleich mit Lassalle's minder trauriger Ritterschaft und die Erwähnung der Tatsache, daß der Proletarier Südekum durch Heirat dem Kohlenkönig Fritz Friedländer verwandt ist, schloß die Annahme aus, Albert Oskar Wilhelm (die Aufzählung der Vornamen ersetzt den Zunamen des Herrn Südekum und den Humor des Herrn Harden) sei für

zu dessen Karikatur er sich hinabarbeitete. Dabei vergißt er, das Hängekleidchen einer mitunter recht schlecht gespielten Kindhaftigkeit abzutun. Aber — warum denn nicht? ... So lang es Publikum gibt, das zu so etwas sich bekehrt, und Literaturgeschichtenschreiber, die über seine Dirnenfreundschaften und Dirnenseele sich entzücken ... warum denn nicht? Er steht sich besser bei dieser Sorte Bohème als in anderem Kostüm. Seine Dichtung ist unreif wie die Komödie seines Daseins, ein Mosaik von banalen Gemeinplätzen und Frivolitäten, und möchte Dirnenmoral auf den Thron setzen.«

aufgeführt. Sechs Operndirektoren sah Koschat kommen und gehen. Ursprünglich für das Studium der Naturwissenschaft bestimmt; er wurde aber im Angesicht der Kärntenschen Wälder und Seen ein Sänger und Poet. In seinen 110 Werken rauschen vor allem die Quellen des Gefühls und Gemüts; in den meisten Fällen ist er Dichter und Komponist zugleich — 'Verlassen' ist die schmerzvollste und populärste Schöpfung K's. Sie findet sich in seinem lustigen Liederspiel ‚Am Wörthersee', ebenso ‚Arm es Diandle, tua nit wanen' ... Stürmischer Jubel umbrauste K., als er am Schlusse des Abends in seiner Nationaltracht vor dem Vorhange sich zeigte ...«

Und mit so etwas lebt man auf einem Planeten!

* * *

Es wird wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß nur Zuschriften, die administrative Angelegenheiten der Fackel betreffen, also an den »Verlag der Fackel« zu richten sind, Berücksichtigung finden und daß jede Art von Mitteilung, die an »die Redaktion« oder an den Herausgeber adressiert ist, zwecklose Mühe bleibt und auch keine ablehnende Erledigung mehr findet. Man wolle daher die Zusendung von Manuskripten, Zeitungsausschnitten, Informationen, Anfragen, Gesuchen, Einladungen, Theaterbillets, Rezensionsexemplaren, Talentproben u. dgl. unterlassen. Auch die Übermittlung von Urteilen, zustimmender oder ablehnender Art, mit oder ohne Unterschrift, ist unerwünscht, weil nicht die Absicht besteht, das im Entstehen begriffene Werk einer österreichischen Geistesgeschichte in Briefen über den bisher eingelaufenen Stoff auszudehnen. Es bleibt fraglich, was unpassender ist: einer Zeitschrift, die man nicht kennt, Beiträge zu schicken, oder in Kenntnis ihrer Abneigung diese nicht zu beachten und zu glauben, daß sie nur allen, aber nicht dem einen gelte.

 Zyl. 1913

Die Dankbarkeit des Rudolf Hans Bartsch

Die Idee eines Karikaturisten, der durch Mittelmäßigkeit sich von der Landplage der absoluten Untalente vorteilhaft abhebt — sie ist in jenem Montagblatt erschienen, das durch die sonderbar eindrucksvollen Gruppenbilder eines gewissen Einer unverdiente Ehre empfängt — versucht eine Rettung des Herrn Rudolf Hans Bartsch. Und zwar so, daß Heinrich Heine, dem eine hagere Hand mit einer Fackel den Lorbeerkranz anzündet, sich nachdenklich über den »Mörder des Herrn Hirsch« beugt und tröstend die Worte spricht: »Mach' Dir nichts daraus, lieber Bruder in Apoll! Mir geht's ja auch nicht besser.« Dem Bartsch zu Füßen, der ein verdrießliches Gesicht macht, liegt zwischen antiliberalen Tagesblättern die ‚Fackel'. Das ist lobenswerte liberale Konsequenz. Sie findet, wenn einem der Ihren eine Zweideutigkeit nachgewiesen wurde, sogleich das Pendant Heine. Rein assoziativ. Die Brüder in Apoll haben ja wirklich auch die Abwechslung, die sie sich im Judenpunkt verschafft haben, gemein. Und es fällt der liberalen Presse gar nicht ein, dem Herrn Bartsch eine abgebüßte Sünde übelzunehmen. Hätte seine Charakteristik des Hirsch ihn nie davon träumen lassen, daß er je zu Heine in eine andere als antisemitische Beziehung gebracht werden könnte, die Widerrufung des Hirsch hat ihm die höchste Auszeichnung gesichert, die der Liberalismus zu vergeben hat: mit Heine in eine Parallele gebracht zu werden, und wäre es auch nur, weil meine Tätigkeit die Verbindung herstellt. Aber schließlich war, was ich beiden Autoren angetan habe, doch nicht die gleiche Ehre, und der Liberalismus sollte nicht so voreilig mit der Verleihung der besten Würde sein, die er schon parat hat, wenn einem seiner Romanschreiber ein Malheur passiert. Deshalb allein, weil Herr Rudolf Hans Bartsch seine Gesinnung umgewechselt hat, ist er noch kein Heine, und er ist es nicht einmal darum, weil er kein Künstler ist. Jener Vorfall ist bloß eine Fußnote in der Geschichte liberaler Geisteskultur, und dieser Zustand war mir lange vor der Hirsch-Affäre bekannt, ohne daß ich es der Mühe wert gefunden hätte, ihn zu enthüllen. Durch eine Weglassung ist Herr Bartsch interessanter geworden als durch alle Zeitungsdrucke, die er ihr verdankt, aber selbst von ihr spricht niemand so viel wie Herr Bartsch. Er legt den größten Wert darauf, ein Opfer klerikaler Umtriebe zu sein, denn das ist das Höchste, was man heutzutag im Literaturleben erreichen

kann. Er ist »als Wild für ein Kesseltreiben ausersehen«. Dieser Ruhm würde ihm aber entrinnen, wenn er der Wahrheit gemäß zugäbe, daß die klerikalen Provinzblätter nur nachgedruckt haben, was in einer konservativen Revue, deren Mitarbeiter der Herr Zweig ist, enthalten war, und daß der schmerzlichste Angriff in den freisinnigen ‚Süddeutschen Monatsheften' erschienen ist. Herr Bartsch wird diesem Schmerz nur durch die Verwendung des Titels gerecht und behauptet nach wie vor, daß er ein Opfer des Klerikalismus sei und daß man ihn schon aus Hamburg auf einer anonymen Korrespondenzkarte über ein Gespräch am Nebentisch, welches auf Umtriebe hindeutete, informiert habe. Ferner dürfte er als deutscher Mann, der der Wahrheit die Ehre gibt, nicht leugnen, daß die Behandlung des Falles in der ‚Fackel' schmerzlicher sei als die Zitate der klerikalen Provinzpresse. Aber er wird auch dieser Schmerzempfindung nur damit gerecht, daß er ihre Quelle verschweigt, indem er sich ausdrücklich gegen sie wehrt. So versichert er der ‚Reichspost', daß er »für jedes Wort seines Privatbriefes an die ‚Neue Freie Presse' eintrete«. In der ‚Fackel' war nämlich bemerkt worden, daß er an die Hirsch-Presse jetzt »in Dankbarkeit und Verehrung ergeben« herantrete und daß sie schlau genug gewesen sei, ihm die Veröffentlichung seines Begleitbriefes anzutun. Herr Bartsch hält die Verehrung aufrecht und begründet sie mit der Tatsache, daß die ‚Neue Freie Presse' »sich selbstlos für ihn eingesetzt hat zu einer Zeit, da niemand noch seine Werke las und Juden, nur Juden allein, und zwar Männer voll Ehre und Reinheit des Herzens, seine erste Gemeinde bildeten«. Herr Bartsch verteidigt sich mit dem Vorwurf, der gegen ihn erhoben wurde. Nie ist anderes behauptet worden, als daß er antisemitisches Papier in jüdische Goldwährung umgewechselt hat, weil die liberale Presse, die sich von seinem Haß nichts vorflunkern ließ, ihm freundlich entgegenkam. Er hat noch »keinen Juden persönlich gekannt«, als er die Juden schmähte, und er lernte sie lieben, als er sie durch ihre Kritiken kennen lernte. Er spricht das Wort »überzeugte Dankbarkeit« aus und nennt »Ehrlichkeit gegen sich selber die Grundlage aller echten Dichtkunst«:

Ich halte dafür, daß ich ein noch schlechterer Charakter wäre, als jetzt meine Ehrabschneider ausrufen, wenn ich das je vergäße! Und gerade als freier Christ, als der ich mich bekenne, glaube ich recht zu tun, wenn ich lieber durch offen eingestandene, überzeugte Dankbarkeit üblen Ruf auf mich lade, als gegen die Grundlage aller echten Dichtkunst zu sündigen: Ehrlichkeit gegen sich selber.

Wir wollen die großen Worte aus dem Spiel lassen, wenn es sich um kleine Menschlichkeiten handelt; »echte Dichtkunst« ist ein Gebiet, auf dem sich eine Diskussion mit Herrn Bartsch aufhört, und »Ehrlichkeit gegen sich selber« mag noch eher im notgedrungenen Geständnis liegen als in solcher Dankbarkeit und im Erwerb einer Weltanschauung durch Gewinn. Daß einer einen Angriff gegen eine Zeitungsunternehmung, die ihn auf jede Art fördert, zu unterdrücken wünscht, ist eine durchaus anständige Handlung, die den, der sie auch noch eingesteht, im bürgerlichen Leben empfiehlt und einen weiteren Aufstieg ermöglicht. Indem dies und nichts als dies behauptet wurde, ist jedes Wort, das Herr Bartsch zu seiner Verteidigung sagt, überflüssig, denn er könnte nichts sagen, was man ihm nicht ohneweiters glaubte, und was nicht von jenen, die ihn verfolgen, schon gesagt oder gedacht worden wäre. Es ist nie behauptet worden, daß Herr Bartsch nicht ein korrekter Mensch sei, der seine Sachen in Ordnung hält. Er war sogar so gewissenhaft, in seinem Buche »Wien, das grüne« den Hymnus auf den Bürgermeister Lueger wegzulassen, der in der ersten Publikation in ‚Velhagen und Klasings Monatsheften' enthalten war. Ist es nicht verständlich, daß er seinen neuen Freunden, die sich so anständig gegen ihn benommen haben, auch noch dieses kleine Opfer gebracht hat? Herr Bartsch kann den Sachverhalt nicht leugnen, klärt aber die ‚Reichspost' darüber auf, daß im Buch mehr das landschaftliche Moment betont sein sollte und »weder Lueger noch seine Gefühle für ihn — geographischer Natur war«. Der Gedankenstrich, der eine Absurdität anzukündigen hat, ist von Herrn Bartsch. Gewiß war Lueger nicht geographischer Natur, er war nur der Schöpfer des Wald- und Wiesengürtels, nicht dieser selbst. Aber Herr Bartsch kann nicht leugnen, daß er bei Velhagen & Klasing trotz diesem offenbaren Hindernis den Hymnus veröffentlicht hat, und er ist mutig genug, zuzugestehen, daß er »den Verewigten heute mehr als je verehre«. Sollten die Erklärungen des Herrn Bartsch bei Ullstein gesammelt erscheinen, so wird er hoffentlich so umsichtig sein, das Zugeständnis auszulassen, denn es ist klar, daß es in einem Buch, in dem mehr das polemische Moment betont sein soll, schon deshalb nichts zu suchen hat, weil es nicht — polemischer Natur ist. Daß übrigens Bücher im Gegensatz zu Zeitungen als Rezensionsexemplare an liberale Blätter verschickt werden, ist ein

»Die Figur entstand in dem politisch bewegten Jahre 1897 und nach der Lektüre des großen Werkes von Chamberlain« wirklich ohne Kommentar hinzuschreiben sich getraut hätte. Ob nicht die Fassung ohne »und« als eine schlichte Ausrede, die nach Aufklärung klingt, am Ende verständlicher sei. Ob die alte Ausrede nicht durch die neue eher verwirrt werde. Aber Herr Bartsch sieht solchen Einwand voraus: Die Figur ist nicht nur in zwei verschiedenen Jahren entstanden, nein, auch noch in den fünf folgenden. Im ganzen in sieben. Sieben Jahre, bis zum Erscheinen des Romans im Verlag Stern, hat Herr Bartsch die Figur »herumgetragen«, die ganze lange Zeit, als er, ein junger Mensch, der er war, noch keinen Juden persönlich kannte. Die Anregung brachte 1897, das politisch bewegte Jahr. Das ist kein Druckfehler, sondern eine plausible Möglichkeit. Der Streit um die Badenischen Sprachenverordnungen, bei dem die Juden und die Antisemiten unbeschäftigt waren, weil die Deutschen und die Tschechen alles allein zu besorgen hatten, hat Herrn Bartsch dermaßen aufgeregt, daß er die Juden, die sich's im Hintergrund wohl gehen ließen, zu vernichten beschloß. Chamberlain bestärkte ihn dann, dieser erschien 1899 und die Unsichtbarkeit der Juden in den weiteren fünf Jahren tat das übrige. Die Eindrücke von etwas, das er nicht kannte, sind in jener Zeit dermaßen auf Herrn Bartsch eingestürmt, daß die Erinnerung möglicherweise alles zusammenwarf und er vielleicht im besten Glauben Chamberlains Erscheinen in das politisch bewegte Jahr 1897 verlegte und die Sprachenverordnungen für die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts ansah. Mein Gott, ein ganz junger Mensch. Das Leben entzog sich ihm vorläufig, aber als er endlich den ersten Juden kennen lernte, als es wie die Sonne hereinbrach, da zerrissen die Vorurteile wie Nebel, da wußte er erst, daß das Leben einen Zweck habe. Und stand nicht mehr abseit im Winkel und ballte die Faust. Die Entwicklung des Jünglings zum Mann ist eben bei dem einen und dem andern verschieden. Während die Juden schon sehr frühzeitig, oft vor der Barmizwe, einen Christen kennen lernen — man denke nur an die Fülle von Dienstboten, die an dem Auge des Werdenden vorüberzieht —, tritt eine ähnliche Belebung des Gesichtsfeldes mutatis mutandis bei den Christen erst sehr spät ein, weshalb sie auch oft in der Entwicklung zurückbleiben und in der Jugend vielfach, mangels Information, man klärt sie nicht auf, antisemitische Romane schreiben.

Manchmal sogar anonym. So läßt man sie im Dunkeln tappen! Und das ist der Punkt, der die Entwicklung des Herrn Bartsch schon dort bedenklich macht, wo sie anfängt. Sein Haß schrieb anonym und seine Liebe zeichnet mit vollem Namen. Anstatt, was sympathischer gewesen wäre, für die Erschaffung des Hirsch mit vollem Namen einzutreten und seine Streichung anonym erscheinen zu lassen; wobei Herr Bartsch ja noch immer seine neuen Freunde hätte wissen lassen können, daß sie von ihm herrühre. Aber er blieb vor den Juden versteckt wie sie vor ihm. Er sah, daß sie sich seiner Beobachtung entzogen, und er stellte deshalb ihre Vordringlichkeit an den Pranger. Im Hintergrund. Dann nahm die Entwicklung ihren organischen Verlauf. Herr Bartsch fand einen jüdischen Verleger, er fand Herrn Hugo Ganz von der ‚Frankfurter Zeitung', er lernte die Juden überhaupt kennen und zwar von ihrer besten Seite, und er beschloß, den Hirsch zu streichen und dafür mit seinem vollen Namen einzutreten. Sieben Jahre hat Herr Bartsch damit zugebracht, die Juden, die er nicht persönlich kannte, und die er schon 1897, im politisch bewegten Jahr, nicht zu Gesicht bekommen hatte, zu verachten. Einem lichten Augenblick aber verdankt er die Erkenntnis, daß man ihnen, wenn man sie nur vom Hörensagen kennt, bitter unrecht tut. Ach, ein einziges Erlebnis hat oft die Macht, einen Menschen umzudrehen. Ein Antisemit, der alle für keinen büßen läßt, kann ein Judenfreund werden, wenn er einem einzigen begegnet, der ihn mit allen versöhnt. Nur fatal, daß der erste Jude, den Herr Bartsch von Angesicht kennen lernte, ein Journalist war! Hätte Bartsch, von wildem Haß verzehrt, gesehen, wie ein Jude ein Kind aus den Flammen trug, und hätte dies seine Weltansicht geläutert, wahrlich, er müßte heute keine Abwehrartikel veröffentlichen. Aber sein Erlebnis war anders. Und da muß denn gesagt werden: Seine Liebe taugt so wenig wie sein Haß. Sie sind einander würdig. Eine Liebe, die so zustandekommt, ist verdächtig wie ein Haß, der so abgelegt wird. Denn sie kaufen gern von Herrschaften abgelegte Antipathien. Sind sie darum sympathisch? Darf man der Liebe über die Judengasse trauen? Was sind ihr die Juden? Wie definiert sie sie? Wie definiert sie sich? Die Juden sind ein Volk, welches Romane kauft oder rezensiert, je nachdem. Antisemitismus ist die Gesinnung bis dahin. Die Lage der Deutschen in Österreich ist dementsprechend.

Umstand, den die Dankbarkeit des Herrn Bartsch nicht gut aus dem Auge lassen kann. Nach allen Richtungen gerecht, bescheinigt er aber »gern« der ‚Reichspost', daß er »Ihre Polemik stets als die Meinungsäußerungen eines ehrlichen Gegners empfand« und daß sich seine »diesbezüglichen Worte« in der ‚Neuen Freien Presse' nicht gegen die ‚Reichspost', sondern »hauptsächlich gegen kleinere (Grazer und Salzburger) Blätter richteten, welche von den ohnehin reichlich ungerechten Hetzartikeln tendenziös die gehässigsten Stellen abdruckten«. Nun haben zwar die kleineren Blätter nur abgedruckt, was die ‚Reichspost' gebracht hatte, die die gehässigsten Stellen aus der konservativen Revue abdruckte, aber Herr Bartsch ist so anständig, zu seiner Dankbarkeit für die ‚Reichspost' eine entsprechende Wohltat zu suchen, und sieht sich deshalb genötigt, ihr »eher für den ehrlichen und gemäßigten Ton zu danken, der ihre Kritik seiner Handlungen nie unvornehm werden ließ«. Alle andern aber muß er noch einmal und in Sperrdruck »öffentlich der Ehrabschneiderei bezichtigen, wenn sie einem Manne, den sie nicht persönlich kannten, unlautere Motive unterschoben«. Ich, der gewiß Herrn Bartsch nicht persönlich kennt, habe ihn schon einmal darauf aufmerksam gemacht, daß er von seinen Gegnern nicht gut mehr verlangen könne als von sich selbst, nämlich daß sie gegen ihn gerechter seien, als er seinerzeit gegen die Juden war, die er, ohne auch nur einen einzigen von ihnen persönlich zu kennen, so heftig geschmäht hat. Herr Bartsch muß doch seinen Feinden dieselben Bekehrungsmöglichkeiten offen lassen wie sich selbst und sollte nicht vergessen, daß er voreiliger gehandelt hat als jene. Denn während er die Juden gekränkt hat, weil er sie nicht persönlich kannte, kränken ihn seine Verfolger bloß, wiewohl sie ihn nicht persönlich kennen. Ihnen ist also schlimmstenfalls mehr Fahrlässigkeit, aber weniger Ungerechtigkeit vorzuwerfen als ihm. Zweifelhaft ist ferner, ob sie bei persönlicher Bekanntschaft mit Herrn Bartsch ihr Urteil so absolut ins Gegenteil zu verkehren und das Gegenteil so marktgängig zu machen imstande wären, wie er es getan hat. Ob sie bereit wären, für eine spätere Auflage ihrer Schriften die Angriffe gegen Herrn Bartsch zu streichen. Sie würden sich vielleicht schämen, es zu tun, und im Gegensatz zu ihm lieber das Odium der Hartnäckigkeit oder gar der Undankbarkeit auf sich nehmen als das der Unzuverlässigkeit. Herr Bartsch ist aber

genügsam und würde, wenn er sie für Briefe empfänglich wüßte, sie gewiß als ausnahmsweise ehrliche Gegner ansprechen und ihnen »eher für den ehrlichen und gemäßigten Ton danken, der ihre Kritik seiner Handlungen nie unvornehm werden ließ«. Er hat dieses Wohlverhaltenszeugnis der ‚Reichspost' ausgestellt, nicht nachdem sie die Streichung des Hirsch beanstandet hatte, sondern nachdem sie extra noch die Streichung des Lueger enthüllt, sie mit der »Furcht vor dem Judentum« erklärt, »um dessen Gunst man Herrn Bartsch auffällig buhlen sieht«, und ihm in Sperrdruck vorgeworfen hatte, daß er »nicht die tiefe sittliche Kraft und Unbestochenheit, ruhigen, sicheren Bürgerstolz auch vor dem Thron der jüdischen Presse, Überzeugungstreue, Beharrlichkeit und Zuverlässigkeit aufbringt« und daß er »nicht sehr fair behauptet«, die Quelle solchen Tadels sei der Neid auf den Erfolg. Daraufhin versicherte ihr Herr Bartsch, daß er »Ihr in Hochschätzung ergebener« sei. Der ‚Fackel' hat er solche Versicherung noch nicht angeboten und es ist klar, daß sie nur deshalb noch nicht umgestimmt ist, weil Herr Bartsch in diesem Falle hartnäckig und undankbar bleibt. Was er aber gegen die ‚Fackel' auf dem Herzen hat, teilt er — ausgerechnet — der ‚Neuen Freien Presse' mit. Allzu deutlich darf dieser Schmerz sich nicht äußern, nur so:

[Druckfehlerberichtigung.] Rudolf Hans Bartsch schreibt uns »Hochgeehrte Redaktion! Ich bitte Sie bestens um Aufnahme folgende Berichtigung: In dem Abwehrartikel »Mein Mord an Herrn Hirsch« muß es in der auf die Entstehungszeit hinweisenden Stelle richtig heißen: »Die Figur entstand in dem politisch bewegten Jahre 1897 und nach der Lektüre des großen Werkes von Chamberlain.« Ich trug übrigens, beständig arbeitend, die dialogisierten Szenen des zuerst als Drama gedachten Werkes fast sieben Jahre halbfertig herum.«

Er ist mir also doch dankbar. Ich habe ihn darauf aufmerksam gemacht, wie schlampig die ‚Neue Freie Presse' seinen Abwehrartikel gedruckt hat. Sie ließ das wichtige Wörtchen »und« glatt weg. Chamberlains Werk ist 1899 erschienen und ich fand es deshalb unwahrscheinlich, daß Herr Bartsch in dem politisch bewegten Jahre 1897 nach der Lektüre Chamberlains die Figur des Hirsch geschaffen habe. Nun stellt sich heraus, daß die Figur des Hirsch sowohl 1897, in dem politisch bewegten Jahr, als auch nach der Lektüre Chamberlains, also nach 1899, entstanden ist. Die ‚Neue Freie Presse' beschuldigt sich gern eines fehlerhaften Druckes, anstatt im Manuskript nachzusehen oder wenn es vernichtet wäre, Herrn Bartsch zu fragen, ob er denn den Satz:

das hierzu erforderliche »Zeug« fehlt, so wurde mir nach vielfach eingezogenen Erkundigungen nach Herren, die sich stylistisch beschäftigen und schlagend wie treffend zu schreiben wissen, unter Anderen Herren mir insbesondere Ihre hochgeschätzte Person genannt

Ich erbitte mir im Voraus Ihre gütige Verzeihung, wenn ich mir die höfliche Frage gestatte, ob Sie, hochgeschätzter Herr, gegen ein entsprechendes Honorar nicht die Geneigtheit hätten, mir den gewünschten Abwehrartikel zu verfassen.

Sollte dieselbe Ihrerseits bestehen, so bitte ich ganz ergeben um geneigte Nachricht darüber, wann und zu welcher Tageszeit eine eingehende Rücksprache diesbezüglich möglich ist. Mit der höflichsten Bitte um Wahrung strengster Diskretion Ihrer möglichst postwendenden Bescheidung dankbarst entgegen sehend, empfiehlt sich

Hochachtungsvollst!

— — — — —

NB. Für den Fall der Ablehnung würden Sie mich zu vielem Danke verpflichten, wenn Sie mir den einen oder anderen Herren, der sich bestens für den gedachten Zweck eignen würde, aus Ihrem Bekanntenkreise nahmhaft zu machen die Güte hätten.

Hochachtungsvoll

d. O.

* * *

Unsere bewaffnete Macht

Königin Wilhelmina der Niederlande hat den Präsidenten des Journalisten- und Schriftstellervereines »Concordia« Dr. Siegmund Ehrlich zum Kommandeur des Ordens von Oranien-Nassau, den Präsidenten der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft Hans Puchstein zum Offizier dieses Ordens ernannt.

Die Königin Wilhelmina dürfte lange geschwankt haben, wer Kommandeur und wer Offizier sein soll. Aber schließlich (es hätte sonst einen netten Aufstand gegen die Niederlande gegeben) gewann der Jud die Oberhand. Es ist auch ganz in der Ordnung, daß der Repräsentant der arischen Presse, die eben erst abgerichtet wurde, auf der Straße zuerst salutieren muß. Habt acht, wie der andere Geschäfte macht! Links schaut, wie man die Kultur versaut! Herstellt, vor dem Geist steht das Geld! Vorwärts marsch, mehr als im Kopf hat der Mensch im Annoncenteil!

Der Tonfall

Der frische Bittner, der immer eintritt, wo eine Bresche ist, und der zumal dort, wo die Burgmusik und überhaupt der Fortschritt durch den Rückschritt bedroht ist, warme Herzenstöne findet, entzündet sich an der seit Jahren aktuellen Tatsache, daß »der Herr Reichsritter v. Hohenblum« — nichts Ärgeres als so ein Reichsritter! — den »Frauen des Mittelstandes« — nichts Höheres als diese — die bekannten »Federhüte« vorgeworfen hat. Denn unaufhörlich schwelgt der Liberalismus in der Vorstellung, daß der Reichsritter v. Hohenblum den Frauen des Mittelstandes die Federhüte vorgeworfen hat. Wenn er es nicht getan hätte, wüßte der Liberalismus nicht, wovon er zu leben hätte. Wenn die Frauen des Mittelstandes nicht ihre Federhüte hätten und die Agrarier uns nicht die Lebensmittel verteuerten, so hätte der Liberalismus nicht Brot auf Hosen. Auch ich habe ja eine politische Überzeugung: nämlich die, daß das ganze Elend von der politischen Überzeugung kommt und daß der Konsument jeden Samstag seine Gans im Topfe hätte, wenn sich die Welt lieber leiblich von den Agrariern als geistig von den Industriellen ausbeuten ließe. Ich schütte das Kind mit dem Bad aus, weil das Kind vom Bad dreckig wurde. Vor dem Einschlafen höre ich manchmal den Tonfall eines Versammlungsredners, der das Organ der Niese hat und im innersten Herzen das Heil der Welt von der Brieftasche des Kaisers Josef erwartet, aber so tut, als ob er Nationalökonomie studiert hätte. Ich habe den alten Text oft zu fassen versucht. Jetzt ist es dem frischen Bittner gelungen:

Möglich, daß er irgendwo ein Frauenzimmer gesehen hat, die von den letzten Resten einer kleinen Mitgift, von erborgtem Gelde oder von ein paar mühselig erdarbten Groschen ein bißchen schäbigen Staat sich ergattert hat. Die wird aber auch gewiß nicht in den Reihen derer sein, welche für die Gesundheit ihrer Kinder kämpfen und sich für das Wohl der Familie in unzähligen Entbehrungen, schlaflosen Nächten und sorgenvollen Tagen zum Opfer bringen. Die hat er nicht gesehen, der Herr Reichsritter, die haben keine Zeit zum Spazierengehen an Orten, wo Reichsritter ihre schöne, freie Zeit zubringen. Er soll sie sich anschauen, wenn sie dort, wo er sein Schloß hat, in jämmerlichen Sommerwohnungen ihren bleichen Kindern ein wenig frische Luft zukommen lassen wollen, er soll zu ihnen gehen in die dumpfen Quartiere, in die engen Gassen, die die Sonne nicht sehen, er soll an ihren Tischen sitzen, darauf jahraus jahrein Kartoffeln das Hauptgericht bilden,

soll zusehen, wie so viele von diesen namenlosen Heldinnen selbst hungern, um nur ja die Arbeitskraft des Mannes, das einzige Kapital der Familie, die Gesundheit der Kinder, ihren einzigen Schatz zu erhalten. Dann wird er vielleicht doch noch den Hut ziehen lernen vor so viel Entsagung und Pflichtbewußtsein und sich's fürder überlegen, so böse und beleidigende Worte zu sprechen.

Wenn er nur nicht lernt, den Federhut herunterzunehmen! Aber würde man es glauben, daß ein Mensch, der solche Gedanken zu Ende denken kann, in seinen freien Stunden Komponist ist? Solche Verbindungen stellt der Liberalismus her. Und er macht dreister als die gegnerische Weltanschauung. Herr Bittner, der in seinen ganz freien Stunden Richter ist, wird ironisch und behauptet:

Dabei hat der Gute vergessen, daß jedenfalls die wallendsten Pleureusen von ehedem, die schönsten Reiher von heute von den Gattinen der Großgrundbesitzer und von jenen Damen getragen werden, welche an dem Ertrage der harten Arbeit des Bedauernswerten, der mit Schmerz tausend Joch Grundes sein Eigen nennen muß, an dem sauer verdienten Lohne des Latifundienbesitzes mit ebensoviel Aufopferung und Gründlichkeit als stets honorarbedürftiger Liebe teilnehmen.

Er wollte doch nicht sagen, daß die Gattinen der Industriekapitäne und Bankmagnaten sich den Großgrundbesitzern für Geld hingeben? Oder er will doch nicht seinen schönsten Leserinnen das Recht auf Reiherfedern bestreiten? Wenn aber unter »jenen Damen« nicht jene, sondern eigentlich »diese« Damen gemeint sind, so muß denn doch gesagt werden, daß diese noch immer mehr für die Kultur leisten als ein Gesinnungsjodler, der sein Herz auf dem rechten Fleck hat und sein Ariertum für den feuilletonistischen Bedarf zur Verfügung stellt. Die hat er nicht gesehen, der Herr Bittner. Er soll sie sich anschauen. Er soll zu ihnen gehen in die engen Gassen, die die Sonne nicht sehen. Soll zusehen. Dann wird er vielleicht doch noch. Auch sie sind namenlose Heldinnen. Jedenfalls aber sind sie die einzige Klasse von Menschheit, die Leben und Tod noch fern von der Phrase erlebt. Sie sind unterhalb der Gesellschaft, vom sozialpolitischen Geräusch ausgesperrt und erleiden unnennbares Glück. Die in der Oberwelt haben das Schandmal ihrer Ehre und den Zwang ihrer Freiheit. Sie torkeln zwischen Standpunkten und was ihnen so aussieht wie ein Ding, ist nur eine optische Täuschung durch die akustische Täuschung der Redensart. Sie hören wie der Bittner aussieht und glauben, daß er es ist. Das sind gespenstische Vorgänge. Der Sinn aller Politik

ging mir auf, als einmal der Verlag der Fackel einen Lehrling aufnehmen wollte. Man ließ eine Annonce im Tagblatt erscheinen: Lehrling gesucht. Ich kam nachmittags, in der Gasse — Hetzgasse hieß sie — stand ein Wachmann, der sah fest auf das Lokal. Vorn war zu lesen: »Lehrling bereits aufgenommen«. Innen war der Schauplatz einer Plünderung. Der Administrator, ein braver Mann, saß keuchend da. Er war in seinen freien Stunden Zauberer bei Kratky Baschik, aber das hatte er noch nicht erlebt. Vierhundert Lehrlinge waren vor dem Lokal gestanden und nur einer konnte aufgenommen werden, ist das nicht ein Unrecht? Dreihundertneunundneunzig drangen lärmend ein, zerrissen Plakate, warfen Sessel um und zertraten eine Petroleumkanne, von der der Deckel später nicht zu finden war. Draußen hoben sie einen Mann auf ihre Schultern. Denn im Nu war ein Agitator entstanden, die Erde hatte ihn ausgespien, er rief: »Und das will ein Demokrat sein! Und das will ein Demokrat sein!« (In Wahrheit wollte ich nie.) »Er soll hergehen in die dumpfen Quartiere! Anschaugen soll er sich das viele Elend, was da herrscht!« (Zwischenrufe: Hoch! So ist es!) »Anschaugen soll er sich den hungernden Tritt der Batailone als wiar sie da stehn!« (Zwischenrufe: So ist es!) »Mene Hirrn! Mene Hirrn! Ich sage nichts als — die was in schlaflosen Nächten die Arbeitskraft des Mannes, das einzige Kapital der Familie, die Gesundheit der Kinder, ihren einzigen Schatz — nieder mit eahna!« (Zwischenrufe: Niedaa!) »Hut ab vor eahna!« (Zwischenrufe: Hut ab!) »Mene Hirrn! Kein Demokrat ist so einer nicht! Das ist ein Ausbeuter! Er sitzt zu Haus, während Sie da stehn müssen, und darbt sich ins Fäustchen von unseren mühseligen Groschen?« (Zwischenrufe: Pfui!) »Das will der Herausgeber sein von einer Fakel? Nieder mit dem Ausbeuter! Nieder mit dem bekannten Lehrlingsschinder Kraus!« (Zwischenrufe: Nieder! Hoch! Pfui! Gehts ham! A so Gemeinheit!) Die Polizei zerstreute die Demonstranten. Der unter den vierhundert ausgewählte Lehrling hieß Karl Kraus. Der Administrator hatte aber nicht meiner stadtbekannten Eitelkeit, die an einem Karl Kraus nicht genug hat, entgegenkommen, sondern nur verhindern wollen, daß die damals versuchte »Neue Fackel« ihn als Redakteur anstelle. Karl Kraus hielt sich nur einen Tag. Er stahl Briefmarken, erbrach Briefe, nahm Banknoten aus der Schublade. Als er auch mit einem Stein in der Hand unter dem Viadukt

gesehen wurde und dem Administrator auflauerte, war das Maß voll und er wurde verhaftet. Bei dieser Gelegenheit kamen die andern Delikte an den Tag und der Administrator der Fackel erhielt eine Vorladung »zur Ablegung einer Zeugenaussage wegen Diebstahls gegen Karl Kraus«. Dieses Dokument ist in meinem Besitze. Ich werde mich hüten, es in der gläubigsten aller Zweiflerwelten, in der freiesten aller Idiotenanstalten aus der Hand zu geben. Nicht jedes Gerücht, das in den fünfzehn Jahren über mich entstanden ist, ist so fest begründet. Daß ich nicht zur Neuen Freien Presse gekommen bin, ist eine Tatsache, aber nicht beweisbar. Dokumente, die wider mich zeugen, gebe ich nicht aus der Hand. Vielleicht stiehlt sie der Karl Kraus. Ihm verdanke ich auch, daß mir der Glaube an den polititischen Tonfall abhanden gekommen ist. Vor dem Verlag waren die Begleiter der Burgmusik postiert, die der frische Bittner uns erhalten will.

Notizen.

Allen, die in den letzten Wochen, mit und ohne Unterschrift, zur Vollendung des fünfzehnten Jahrganges oder zu einem privaten Anlaß freundliche Wünsche gesandt haben, sei an dieser Stelle gedankt.

*

Wien, im Großen Beethovensaal, 22. April:

I. Momentaufnahmen / Die Inhaltsangabe des Hofmannsthalschen Kinodramas; Hermann Bahr, seine Gedanken und Briefe; Vision vom Wagentürlaufmacher; Tolstoi, wenn er das noch erlebt hätt; Strenge Freidenker; Leben und Treiben; Weit gebracht; Eine Schiffskatastrophe — wer ist gerettet?; / Der Traum ein Wiener Leben II. Aushebung von Wortkupplerinnen; Lessing; Drei aus der Steiermark; Hermann Bahr; Den Othello spielt; Wiener Faschingsleben 1913; Jetzt ist die Zeit / Der Gipfel der Schamlosigkeit. — Mer lacht.

Die nächste Vorlesung findet am 27. Mai im Großen Beethovensaal statt.

Glossen

Keine besondere Kammerfrau, sondern nur der Typus der Kammerfrau in aristokratischen Familien

Die Anklageschrift wird verlesen und man hat Muße genug, die beiden Angeklagten zu betrachten. Da ist die Kammerfrau, Fräulein Böjty, die unbeweglich neben dem Justizsoldaten sitzt, als ginge sie die ganze Sache gar nichts an. Jetzt und später, als sie verhört wird, kann man ihr durchaus nicht den Eindruck besonderen Raffinements zugestehen. Sie ist mittelgroß, schlank, gut und recht distinguiert gekleidet und nur das grelle Gelb der reichen Haare fällt sehr auf. Das Zwitterhafte ihrer Stellung, die zwischen Gesellschaftsdame und Zofe liegt, hat ihrem Wesen den Stempel aufgedrückt. Sie spricht sehr gewählt, aber es gibt kleine Entgleisungen. Sie ist sehr bescheiden, aber läßt doch durchblicken, daß ihr der Verkehr mit Grafen und Baronen nicht weiter aufregend erscheint. Alles in allem gewinnt man die Überzeugung, daß Fräulein Böjty eine Kammerfrau ist, wie es noch hundert oder tausend andere in aristokratischen Familien gibt. Mit gelben Haaren, gewählter Ausdrucksweise und Lackstiefletten.

Und wenn man nun bedenkt, daß der Menschengeist Maschinen erfunden hat, um so etwas zu setzen und zu vervielfältigen, und daß hunderttausend Gehirne eine Minute lang willig und fähig sind, es aufzunehmen: zweifelt man dann noch, daß in Sizilien nur das Schicksal bei uns anklopft, wie wir uns zum Weltuntergang verhalten würden, und daß eine Minute, auf die Zerstörung unseres Daseins angewandt, keine verlorene Minute bedeutet?

* * *

Die Kammerfrau Böjty — auch wer! Tausend solche gibt es, nicht genannt soll sie werden

In Wirklichkeit gibt es in diesem aufsehenerregenden Prozesse nur einen einzigen Angeklagten: den Baron Heinrich Stralendorff. Wohl sitzt neben ihm auf der Bank die Kammerfrau Böjty, aber schon nach ihrer Vernehmung war sie beinahe vollständig erledigt, niemand kümmert sich um sie, kaum daß noch